



**ROSA
LUXEMBURG
STIFTUNG**

Peter Ullrich und Jane Angerjäv (Hrsg.)

WEGE UND WIRKUNGEN

**25 JAHRE STUDIENWERK
DER ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG**

Kein Vorwort

Viereinhalb Fragen an Jan Korte

Lieber Jan, jetzt bist du als Bundestagsabgeordneter der LINKEN schon seit 2014 im Vorstand der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Früher warst du selbst Stipendiat. Woran denkst du beim Rückblick auf dein Stipendium zuerst?

Es hat mir die Freiheit gegeben, mich während meines Studiums politisch einzubringen und tolle Leute mit guten Ideen kennenzulernen. Ich habe in Hannover Politikwissenschaften, Soziologie und Geschichte studiert und war parallel Kreisvorsitzender der PDS, das war kein Ponyhof. Insbesondere der produktive Streit, die Seminare und Ferienakademien sind mir gut in Erinnerung.

Was macht keiner so gut wie das Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung?

Das Studienwerk ermöglicht Menschen aus bildungsfernen Milieus den beruflichen Aufstieg in Positionen, die sonst typischerweise aus Akademiker*innenhaushalten besetzt werden. Aktuell sind 69 Prozent der geförderten Studierenden Erstakademiker*innen – so viele wie in keinem anderen Studienwerk. Und fast alle Stipendiat*innen schaffen es, ihr Studium abzuschließen.

Welcher Befund der Ehemaligenstudie beschäftigt dich? Warum?

Fast die Hälfte der Stipendiat*innen aus bildungsfernen Milieus gibt an, dass sie ohne die Förderung überhaupt kein Studium aufgenommen hätte. Bildungskarrieren in der Bundesrepublik werden immer noch vor allem durch die Herkunft bestimmt. Es ist gut, dass wir als Studienwerk diese Reproduktion von Ungleichheit ein Stück durchbrechen können, aber gesellschaftlich und politisch ist noch sehr viel zu tun.

Was muss das Studienwerk der Stiftung in Zukunft unbedingt hinbekommen?

Wir müssen sehen, wie wir die ideelle Förderung noch mehr am beruflichen Nutzen orientieren können; auch in der Ehemaligenarbeit ist die Nachfrage nach einer besseren fachspezifischen Vernetzung hoch. Wir können die Identifikation mit dem Studienwerk der Stiftung noch erhöhen. Und mehr darüber reden, was wir so draufhaben.

Und sonst?

... meine ich, dass wir nicht vergessen dürfen, woher wir kommen. Die Rosa-Luxemburg-Stiftung versteht sich als Teil der geistigen Grundströmung des demokratischen Sozialismus. Wir brauchen unsere aktuellen und ehemaligen Stipendiat*innen als kritisch-konstruktiven Thinktank. Und obgleich über die Wege in der Partei DIE LINKE wie in der gesamten gesellschaftlichen Linken so hart wie nirgendwo anders gestritten wird: Zwischen Verkürzungen in den sozialen Medien und telefonbuchdicker wissenschaftlicher Akribie dürfen wir die Solidarität untereinander nicht vergessen, und dass wir ein gemeinsames Ziel haben, nämlich diese Welt und diese Gesellschaft zum Besseren zu verändern.

Peter Ullrich und Jane Angerjäv (Hrsg.)

WEGE UND WIRKUNGEN

**25 JAHRE STUDIENWERK
DER ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG**

Impressum

herausgegeben von der Rosa-Luxemburg-Stiftung

V. i. S. d. P.: Albert Scharenberg

Straße der Pariser Kommune 8A · 10243 Berlin · www.rosalux.de

ISBN Print: 978-3-948250-75-1 · ISBN Online: 978-3-948250-76-8

Redaktionsschluss: Dezember 2023

Redaktion: Peter Ullrich

Umschlagfoto: RLS; www.flickr.com

Illustrationen: www.zersetzer.com |||| ||| freie Grafik

Porträts aufgeschrieben von Pia Stendera

Lektorat: TEXT-ARBEIT, Berlin

Layout/Herstellung: MediaService GmbH Druck und Kommunikation

Gedruckt auf Circleoffset Premium White, 100% Recycling

Erstellt mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF). Für diese Publikation ist allein die Herausgeberin verantwortlich. Die hier dargestellten Positionen geben nicht den Standpunkt des Zuwendungsgebers wieder. Die Publikation wird kostenlos abgegeben und darf nicht zu Wahlkampfzwecken verwendet werden.

Inhalt

Peter Ullrich und Jane Angerjäv	
Einleitung	5
Nach 25 Jahren Studienwerk	

TEIL 1_Wege und Wirkungen: Befunde

Mathias Kuhnt, Patrick Wöhrle und Sabrina Herbst	
Wege und Wirkungen	11
Die wichtigsten Ergebnisse der Ehemaligenstudie der Rosa-Luxemburg-Stiftung im Kontext	

TEIL 2_Begabtenförderung und emanzipatorische Politik: Das Studienwerk, seine Stipendiat*innen und Alumni

Marcus Hawel und Jane Angerjäv	
Zur Grundidee der Förderpraxis im Studienwerk und ihren Zukünften	25
Katrin Schäfgen	
Wie alles begann	30
Bengi Bitiş	
Lux like Studium	37
Als Tropfen auf dem heißen Stein feine Unterschiede bewirken	
Peter Ullrich	
Stay tuned	45
Geschichte und Zukunft der Ehemaligenarbeit	
Simon Herchenbach und Mirjam Sachse für den Vorstand von ROSAAlumni e. V.	
Nach dem Stipendium ist nicht vor dem Stipendium	51
Vom Wachsen einer solidarischen Gemeinschaft	
Börries Nehe und Jan-David Echterhoff	
Den Autoritarismus vom Süden aus betrachten	55
Überlegungen zu Arbeit und Erfolgen der International Research Group on Authoritarianism and Counter-Strategies	

TEIL 3_Wissenschaftliche und politische Reflexionen

Patrick Wöhrle Sind Widersprüche institutionalisierbar?	65
Einige organisationssoziologische Überlegungen zu Spannungskonstellationen in der Förderarbeit des Studienwerks	
María do Mar Castro Varela Das Recht auf Bildung und die Hoffnung auf Gerechtigkeit	74
Alex Demirović Unerlässliche Förderung kritischen Wissens	80
Volker Schöppner Mehr MINT wagen! Aber wie?	85
Stefanie Ehmsen Studienwerk meets Stiftungsverbund	90
Zwischen Berlinzentrierung und Arbeit in den Regionen	
Zu den Autor*innen	93

Porträts

Ülker Sözen	29
Andrea Nachtigall	36
Thomas Stange	44
Christian Baron	50
Filiz Dağcı	54
Floris Biskamp	62
Jens Gaitzsch	73
Mario Candeias-Bechstein	79
Birgit zur Nieden	84
Klaus Lederer	89
Adam Bednarsky	93

Peter Ullrich und Jane Angerjäv

Einleitung

Nach 25 Jahren Studienwerk

Im Jahr 2024 begeht das Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung seinen 25. Geburtstag. Das ist wahrlich ein Grund zum Feiern angesichts beachtlicher Erfolge in der Förderung linker Netzwerke und oft «unmöglicher» Bildungswege. Das ist aber auch ein Grund, bilanzierend und selbstkritisch zurückzuschauen, insbesondere im Hinblick auf die großen Herausforderungen und Probleme, vor denen wir als linke Stiftung und als gesellschaftliche Linke im Moment stehen: Wird es gelingen, eine linke Partei und ihre Stiftung langfristig zu erhalten, damit sie ihren wichtigen Beitrag zur Schaffung einer gerechteren, lebenswerteren Welt weiter leisten kann? Wird die bröckelnde Linke in der Lage sein, ein gesellschaftlich wirkmächtiges Projekt zu formieren, das die Vielheit und Widersprüchlichkeit des linken «Lagers» aufnehmen und zusammenführen kann? Und wird sie es damit schaffen, aus der gegenwärtigen Situation destruktiver Differenzmaximierung herauszukommen? Wie werden sich zum Beispiel die Kämpfe gegen Klassenungleichheiten, gegen Rassismus und Antisemitismus und für den Erhalt der natürlichen Lebensgrundlagen zueinander verhalten? Welche Widersprüche sind darin aushaltbar und wie können sie bearbeitet werden? Das Studienwerk und sein Wirkungsfeld mit Stipendiat*innen, Ehemaligen und Vertrauensdozent*innen ist ein Ort, an dem sich all diese großen Probleme im Kleinen, *in a nutshell*, zeigen. Hier treffen sich alle linken Strömungen und Orientierungen, Menschen aus verschiedenen Ländern, mit diversen sozialen

Hintergründen und sehr unterschiedlichen Erfahrungen. Für viele war der Weg zu höherer Bildung nicht selbstverständlich. Ihr Zusammenkommen ist produktiv und bereichernd, zugleich aber immer wieder auch fordernd. Wie also agieren und reagieren wir als Stiftung und Studienwerk? Was ist ethisch-politisch geboten, was ist politisch-strategisch effektiv? Genau diese Fragen stellen sich beispielsweise in der Förderpolitik: Wie sehr setzen wir auf (individuellen) Ausgleich für bildungsbenachteiligte Gruppen (z. B. Migrant*innen und Erstakademiker*innen) und in welchem Verhältnis steht das zu instrumentell-strategischen Förderentscheidungen, die gesellschaftliche Wirkungssteigerung im Blick haben (siehe dazu die Beiträge von Alex Demirović und María do Mar Castro Varela, aber auch von Marcus Hawel und Jane Angerjäv sowie Bengi Bitiş in diesem Band)?

Das vorliegende Buch soll ein Ort für eine Bestandsaufnahme sein und zugleich eine Reflexionsplattform bieten. Dazu haben wir Kolleg*innen aus der Stiftung und von außerhalb eingeladen, ihre Gedanken, Überlegungen und Empfehlungen beizusteuern. Abgesehen vom Jubiläum gibt es einen weiteren konkreten Anlass und mit diesem viel Material zum Nachdenken: die aktuelle Ehemaligenstudie, deren Ergebnisse im Sommer 2023 veröffentlicht wurden.¹

Die Erfahrungen mit der Stiftung und die Bewertungen der Arbeit des Studienwerks durch unsere Alumni aus mehr als 20 Jahren Studieförderung sind ein reicher Quell von Hin-

¹ Frohwieser, Dana/Herbst, Sabrina/Kuhnt, Mathias/Wöhrl, Patrick: Wege und Wirkungen. Zweite Ehemaligenstudie zur Studien- und Promotionsförderung der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Berlin 2023, unter: www.rosalux.de/publikation/id/50879.

weisen auf das, was unsere Arbeit leistet oder auch (nicht) geleistet hat. Letztlich entscheidet sich an den Biografien unserer Stipendiat*innen im Hinblick auf ihr persönliches Vorankommen, ihren beruflichen Erfolg, ihr politisches Engagement und ihr vernetztes gesellschaftliches Wirken, ob wir gute Arbeit und unsere Arbeit gut machen.

Doch es geht um weit mehr als Erfolgsevaluation. Im Sprachgebrauch der Stiftung werden die ehemaligen Stipendiat*innen häufig als «Schatz» bezeichnet, der wahlweise gehegt und gepflegt oder erst noch gehoben werden soll, etwa um die Arbeit der Stiftung zu bereichern, die Geförderten untereinander zu vernetzen oder die gesellschaftliche Linke zu stärken. Um das eine wie das andere zu tun, müssen wir viel mehr über unsere Ehemaligen und ihre (Lebens-)Wege wissen. Denn die Zeiten, in denen sich alle Mitarbeiter*innen im Studienwerk und alle Stipendiat*innen im Grunde noch persönlich kannten, sind längst vorbei. Die Anzahl der Ehemaligen oder Alumni (mit diesem Wort fremdeln wir zugebenermaßen ein wenig aufgrund der Assoziationen zu Lebensbündelei und Finanzialisierung von Bildung) ist mittlerweile auf über 3.600 angewachsen. 1999 wurden die ersten drei Stipendiat*innen aufgenommen; schon im Jahr 2000 schlossen die ersten ihr Stipendium wieder ab. Ihre Befragung ist also auch ein Zugang zu dem Erfahrungsschatz mehrerer «Fördergenerationen» linker engagierter Akademiker*innen.

Schon 2012 haben wir genauer hingeschaut und die erste Ehemaligenstudie in Auftrag gegeben.² Das dort Zusammengetragene reicht als Wissensbasis nicht mehr aus. Denn viel ist seitdem passiert und entfaltet Wirkungen. Viel mehr Stipendiat*innen und Ehemalige, neue Förderinstrumente und vor allem der nun mögliche Langzeitblick machten den Gedan-

ken an eine zweite Erhebung attraktiv, ja fast zwingend. Wir wollen anhand der Daten erfahren, wie die Förderung *subjektiv* erlebt wurde und welche *objektiven* Erfolge sie zeitigt; wo unsere Ehemaligen nach der Förderung stehen und auf welchen Wegen sie dorthin gelangt sind; ob wir sie mit unseren Angeboten der Ehemaligenarbeit weiterhin erreichen oder wie das gegebenenfalls zukünftig besser gelingen kann.

All das sollte auch immer durch die Brille unserer spezifisch linken Förderziele betrachtet werden: Welchen Beitrag leistet unsere Förderung tatsächlich zum Abbau von Benachteiligungen? Erreichen wir wirklich die Gruppen, die wir avisieren: linkspolitisch Engagierte ebenso wie Menschen, für die aufgrund verschiedenster Merkmale eine höhere Bildung nicht selbstverständlich ist, weil sie zum Beispiel nicht dem Bildungsbürgertum entstammen oder weil sie aufgrund ihres Geschlechts oder ihrer sexuellen Orientierung, aufgrund ihrer Herkunft oder körperlicher Beeinträchtigungen Diskriminierung erfahren? Und gelingt es, diese Gruppen bei aller Vielfalt und Divergenz miteinander und mit der Stiftung langfristig zu vernetzen? Kurz: Wie agiert das Studienwerk zwischen seiner rechtlichen Funktion als «linkes BAföG-Amt» und seinem Selbstverständnis als linker, solidarischer und kritischer Bildungsinstitution?

Um diese und andere Fragen zu beantworten, haben wir ein Team der Technischen Universität Dresden beauftragt, unsere Ehemaligen zu befragen.³ Die nun vorliegenden Ergebnisse sind auch ein Schatz – ein Datenschatz, den es ebenso zu nutzen gilt. Die Befunde geben der Arbeit des Studienwerks Rückenwind und sie geben Hinweise darauf, wo es noch hakt und wo es besser werden könnte.⁴ Die meisten Ehemaligen, das zeigt die Studie klar, haben auch außerhalb der Stiftung ihren Weg

2 Kleemann, Franke/Matuschek, Ingo/Niehoff, Steffen: Ehemaligenstudie. Befunde zur Studien- und Promotionsförderung der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Berlin 2012, unter: www.rosalux.de/publikation/id/6319.

3 Aufgrund der Förderung durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung wurden nur inländische Ehemalige befragt.

4 Hier ist zu erwähnen, dass im Rückblick manche aktuellen Erfolge auch «untergehen». So liegt der Anteil der Erstakademiker*innen unter unseren Geförderten mittlerweile konstant bei über zwei Drittel. Dorthin zu gelangen war ein langer Weg, der sich im Rückblick der Ehemaligenstudie noch deutlich spiegelt, während sich das (gegenwärtige) Ende dieses Weges in diesem Rückblick noch nicht abzeichnet.

gefunden. Sie sind politische Bildner*innen, Künstler*innen, Schriftsteller*innen, Sozialarbeiter*innen, Lehrer*innen, Universitätsprofessor*innen und vieles mehr. Viele hätten ohne die Förderung diesen Weg nicht gehen können, und das häufig auch dann, wenn sie aus Akademiker*innenhaushalten kommen. Ohne die Förderung wäre es insbesondere den Vulnerabelsten unter ihnen in der Regel nicht gelungen, ihren Bildungsweg einzuschlagen. Zugleich sind Ungleichheiten nach wie vor wirksam, beispielsweise Geschlechterungleichheiten bei den Einkommen und beruflichen Positionen. Auch erreichen unsere Angebote viele nicht mehr; die Bindung an die Stiftung erscheint auf den ersten Blick zu wenig ausgeprägt, fragil. Es gibt also genug Gründe nachzudenken.

Die meisten Beiträge in diesem Buch sind also zweierlei: ein reflektierender Blick auf das Studienwerk sowie ein Kommentar zu den Befunden der Ehemaligenstudie.

Deswegen wird der vorliegende Band von drei der Autor*innen der Ehemaligenstudie – *Mathias Kuhnt, Patrick Wöhrle und Sabrina Herbst* – eingeleitet. Sie fassen wesentliche Ergebnisse zusammen (der Forschungsbericht selbst umfasst 140 Seiten detaillierte empirische Befunde) und versuchen sich in knappen Antworten auf die Kernfragen nach dem Erfolg unserer Förderung, deren Beitrag zum Nachteilsausgleich, zu Engagement und Vernetzung der Ehemaligen und zur Einschätzung der Ehemaligenarbeit.

Der folgende zweite Teil von Beiträgen gibt vor allem Ein- und Rückblicke, um die Arbeit des Studienwerks und ihre Grundlagen vorzustellen. *Jane Angerjäv und Marcus Hawel* stellen die Ziele der Förderpolitik dar und reflektieren deren Widersprüche anhand der Doppelrolle des Studienwerks als Quasi-Behörde und kritische Bildungsinstitution. *Katrin Schäffgen*, langjährige Leiterin des Studienwerks, wirft einen Blick zurück auf die Anfangszeit und die Aufbaujahre. Eines der wohl prägendsten Projekte des Studienwerks, das Programm «Lux like Studium», das sich speziell an Erstakademiker*innen wendet, und sein immenser Einfluss auf die Arbeit des Studienwerks werden von *Bengi Bitiş* dargestellt. Während *Peter*

Ullrich die Geschichte und gegenwärtige Programmatik der Ehemaligenarbeit skizziert, blicken *Simon Herchenbach und Mirjam Sachse* auf deren selbstorganisierte Seite im Ehemaligenverein ROSALumni. *Börries Nehe und Jan-David Echterhoff* reflektieren mit dem Postdoc-Kolleg zu globalem Autoritarismus den ersten großen Schritt des Studienwerks in die Förderung von Postdocs, und zwar in globaler Perspektive – mit einer Reihe von vor allem nord-süd-bezogenen Spannungsfeldern.

Im dritten Teil kommt das intellektuelle (Um-) Feld der Stiftung zu Wort: In ihren Beiträgen wägen unter anderem Vertrauensdozent*innen und Mitglieder der Leitungsgremien (Vorstand, Beirat, Bereichsleitungen) wichtige Einzelfragen ab, die die Richtung und Wirkung der Arbeit des Studienwerks maßgeblich prägen. *Patrick Wöhrle* stellt die Frage, ob die zunächst kaum zufriedenstellend erscheinende Bindung vieler Ehemaliger an die Stiftung nicht fast zwingend, mithin konstitutiv für unsere breite Zielgruppe ist und deshalb auch weniger als Problem gedeutet werden sollte. *María do Mar Castro Varela* spricht sich dafür aus, den Pfad der Förderung Benachteiligter weiter und noch verstärkter zu beschreiten, was aber mit einer immensen Bildungs- und Politisierungsverpflichtung einhergehe. *Alex Demirović* untersucht die politisch-strategischen Grenzen einer Förderung, die den mehr oder weniger individuellen Ausgleich struktureller Nachteile in Bildungsbiografien stark betont. Er mahnt, dabei nicht aus den Augen zu verlieren, wie sich die Hochschule verändert und was man förderpolitisch erfolgreich für den Erhalt und die (Wieder-)Etablierung kritischer, linker Wissenschaft an den Hochschulen tun kann. Beide Ziele – Nachteilsausgleich und hochschulpolitische Intervention – stünden in keinem antagonistischen Konflikt, ließen sich aber nicht ohne Weiteres zugleich und auf demselben Weg erreichen. *Volker Schöppner* befasst sich mit den strukturellen Ursachen einer Dauerbaustelle, nämlich der massiven Unterrepräsentation von Studierenden und Promovierenden aus MINT-Fächern, und schlägt entsprechende neue Förderinstrumentarien vor, die sich aber im aktuellen ins-

titutionellen Rahmen nicht so leicht umsetzen lassen. *Stefanie Ehmsen* widmet sich einer ebenso großen Baustelle: dem Widerspruch der Stiftungs- und Studienwerksarbeit zwischen bundespolitischem und regional differenziertem Anspruch bei faktischer – wie immer praktisch erscheinender – Berlinzentrierung. Sie kommt zu dem Schluss, dass dieser Widerspruch keineswegs aufgehoben werden wird, aber trotzdem lokal unterschiedlich bearbeitet werden kann.

Über das Buch verteilt finden sich Porträts ehemaliger Stipendiat*innen, in denen sich all

die genannten Aspekte konkret fassen lassen. Sie sind in der ersten Person verfasst, aber von der Journalistin *Pia Stendera* aufgeschrieben worden. Insofern bietet der vorliegende Band nicht nur viel Stoff zum Nachdenken, sondern auch zum Einfühlen in unterschiedliche Perspektiven und Erfahrungen und gewährt damit einen Blick in die Vergangenheit wie in die Zukunft – für uns als konkret in die Stiftungsarbeit Involvierte, aber auch für eine breitere gesellschaftliche Linke.

Wir wünschen Euch (und uns) eine anregende Lektüre und Immer-Wieder-Lektüre.

TEIL 1

**Wege und Wirkungen:
Befunde**

Mathias Kuhnt, Patrick Wöhrle und Sabrina Herbst

Wege und Wirkungen

Die wichtigsten Ergebnisse der Ehemaligenstudie der Rosa-Luxemburg-Stiftung im Kontext

Einleitung

Es ist das erklärte Ziel des Studienwerks der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Begabte zu fördern, die sich im Sinne der Stiftungsziele politisch engagieren. Dem Selbstverständnis einer linken Stiftung gemäß sollen dabei auch die freie persönliche Entfaltung gefördert und soziale, ökonomische oder auch auf das Geschlecht und die sexuelle Orientierung zurückgehende Benachteiligungen ausgeglichen werden. Eine Förderung durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung soll junge Menschen in die Lage versetzen, im Anschluss an ein Studium oder eine Promotion in verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen positiv zu wirken.

Ob und inwiefern dies gelingt, lässt sich vor allem durch die Beantwortung folgender Fragen erschließen: Werden tatsächlich die Personen gefördert, die die Rosa-Luxemburg-Stiftung als ihre Zielgruppe versteht, und lässt sich die Effektivität des Nachteilsausgleichs empirisch

nachweisen? War die Förderung nach «objektiven» Maßstäben (Abschlüsse, Abschlussnoten, Studiendauer) erfolgreich? Wurde sie auch subjektiv als erfolgreich und bereichernd erfahren oder gar als existenziell wichtig eingeschätzt? Welche Berufswege haben die Geförderten im Anschluss an ihre akademische Ausbildung eingeschlagen? Und gelingt es, die Stipendiat*innen auch über die Förderphase hinaus im Sinne eines solidarischen Miteinanders zum Engagement zu befähigen und sie an die Stiftung zu binden?

Im Folgenden werden Kernergebnisse unserer Alumnistudie¹ vorgestellt, kontextualisiert und kritisch reflektiert. Dabei soll die zwangsläufig sehr kleinteilige Struktur der Alumnistudie aufgebrochen und entlang der für die künftige Stiftungsarbeit zentralen Themen (1) Nachteilsausgleich, (2) Fördererfolg, (3) Engagement und Vernetzung sowie (4) Ehemaligenarbeit verdichtet werden.

¹ Frohwieser, Dana/Herbst, Sabrina/Kuhnt, Mathias/Wöhrle, Patrick: Wege und Wirkungen. Zweite Ehemaligenstudie zur Studien- und Promotionsförderung der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Berlin 2023, unter: www.rosalux.de/publikation/id/50879.

1 Nachteilsausgleich

- **Der Anteil an weiblichen Stipendiat*innen ist durchgehend hoch.**
- **Der geschlechtsspezifische Nachteilsausgleich ist bei Promovend*innen besonders wirksam.**
- **Mehr als 50 Prozent der Geförderten sind Erstakademiker*innen.**
- **Der Anteil der Stipendiat*innen mit statistischem Migrationshintergrund steigt an.**
- **37 Prozent der Studierenden mit Migrationshintergrund, aber nur 20 Prozent der Personen ohne Migrationshintergrund geben an, dass sie ihr Studium ohne Förderung nicht aufgenommen hätten.**
- **In der Promotionsförderung ist der Anteil an Stipendiat*innen aus akademisch gebildeten Elternhäusern allerdings durchgehend hoch.**

Für eine Beantwortung der Frage, ob der Nachteilsausgleich gelingt und wo gegebenenfalls seine Grenzen liegen, ist entscheidend, wie sich die Häufigkeiten besonders nachteilsanfälliger Merkmale unter den Geförderten einerseits zu der Gesamtheit aller Studierenden und Promovierenden und andererseits zu den Geförderten anderer Förderwerke verhalten.

In der **Geschlechterverteilung** ergibt sich bei den Stipendiat*innen der Rosa-Luxemburg-Stiftung ein leichter Überhang an Frauen mit 53 Prozent im Vergleich zu Männern (45 Prozent). 2,5 Prozent der Befragten machten die Angabe «divers». Zwischen Studiengeförderten (54 Prozent weiblich) und Promotionsgeförderten (49 Prozent weiblich) unterscheiden sich die Geschlechteranteile jedoch leicht.

Während die deutlich länger zurückreichenden Förderhistorien der Hans-Böckler- und der Konrad-Adenauer-Stiftung erst in den letzten Jahren einen Frauenanteil von 49 bzw. 47 Prozent verzeichnen,² lässt sich bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung im Zeitverlauf keine Veränderung in den Geschlechteranteilen feststellen. Dies lässt darauf schließen, dass Geschlechtergerechtigkeit im Auswahlprozedere der Rosa-Luxemburg-Stiftung von Anbeginn einen hohen Stellenwert hatte und der Nachteilsausgleich in dieser Hinsicht gelingt.

Allerdings dürfte der insgesamt hohe Anteil an Frauen auch darauf zurückzuführen sein, dass die Rosa-Luxemburg-Stiftung überwiegend Studierende aus Fächern mit einem überdurchschnittlich hohen Frauenanteil fördert. So stammen 52 Prozent der durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung geförderten Studierenden und 45 Prozent der Promovierenden aus den Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften und jeweils 28 Prozent (Studierende) und 40 Prozent (Promovierende) aus den Geisteswissenschaften. In der Gesamtstatistik der Studierenden in der Bundesrepublik³ beträgt der Frauenanteil in den Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften durchschnittlich 62 Prozent und in den Geisteswissenschaften 72 Prozent. Insofern könnte sogar ein noch höherer Frauenanteil bei den Förderentscheidungen erwartet werden. Da die Geschlechter bei der Stipendienvergabe entsprechend ihrem Anteil an den Bewerbungen berücksichtigt werden, lässt sich schlussfolgern, dass Männer sich deutlich häufiger bewerben. Es wäre eventuell zu überlegen, Förderquoten eher an hochgerechneten Geschlechterverhältnissen der Fächer(-gruppen) zu orientieren.

2 Frohwieser, Dana/Kühne, Mike/Lenz, Karl/Wolter, Andrä: Die etwas andere Bildungselite. Eine empirische Untersuchung zur gewerkschaftlichen Studienförderung, Bad Heilbrunn 2009; Konrad-Adenauer-Stiftung: Wer sind sie und was tun sie? Altstipendiatinnen und Altstipendiaten der Konrad-Adenauer-Stiftung, Sankt Augustin/Berlin 2018.

3 Bundesamt für Statistik, ICEland-Portal, Datensatz 40001, jeweils Mittelwerte des Zeitraums von Wintersemester 2005/06 bis Wintersemester 2020/21.

Als besonders bedeutsam erweist sich der geschlechtsspezifische Nachteilsausgleich bei der Promotionsförderung: Die Frage, ob sie ohne Förderung eine Promotion aufgenommen hätten, beantworteten 71 Prozent der Frauen, jedoch nur 56 Prozent der Männer mit «auf keinen Fall» oder «eher nicht». In Bezug auf die Aufnahme eines Studiums sind indes nur geringe geschlechtsspezifische Unterschiede festzustellen.

Bisher kennen die Hochschulstatistiken noch keine anderen Geschlechter als männlich und weiblich. Dies macht es schwieriger, den Anteil von 2,5 Prozent einzuordnen, die bei der Frage nach dem Geschlecht «divers» angegeben haben. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist dieser Anteil höher als in der Gesamtbevölkerung. Dabei treffen Personen mit der Geschlechtszuordnung «divers» im Studienwerk auf ein politisch besonders sensibilisiertes Umfeld: Rechte von LGBTQIA+ gehören zu den am häufigsten genannten Themen, mit denen sich Stipendiat*innen der Rosa-Luxemburg-Stiftung im Rahmen ihres gesellschaftlichen Engagements beschäftigen.

Für eine Bewertung des Nachteilsausgleichs in Bezug auf die [soziale Herkunft](#) richten wir unser Augenmerk auf Erstakademiker*innen, also auf Personen mit «niedriger» und «mittlerer Bildungsherkunft», wie sie auch in den Sozialerhebungen des Studierendenwerks⁴ kategorisiert werden.

Vernachlässigt man zeitliche Entwicklungen, lag der Anteil der Erstakademiker*innen unter den Studiengeförderten der Rosa-Luxemburg-Stiftung über alle Jahre hinweg bei 46 Prozent und unter den Promotionsgeförderten bei 41 Prozent. Während der Anteil der Promotionsgeförderten relativ stabil blieb, ergibt

sich für die Studiengeförderten ein uneinheitliches Bild. In den Jahrgängen 2011 bis 2015 unserer Befragung steigen diese Anteile bei den Studiengeförderten auf 70 Prozent – was sicherlich insbesondere auf die Einrichtung des «Lux like Studium»-Programms⁵ zurückzuführen ist –, um zwischen 2016 und 2019 wieder auf 45 Prozent zu fallen. Dagegen liegen die Zahlen der aktuell geförderten Studierenden (2022) laut Studienwerk mit einem Anteil von 69 Prozent Erstakademiker*innen wieder deutlich höher. Auch eine Abfrage der *tageszeitung* lieferte für Geförderte des Jahres 2019 insgesamt deutlich höhere Anteile von Erstakademiker*innen von 62 Prozent.⁶ In diesem Vergleich lag das Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung zum Zeitpunkt der Erhebung knapp vor der Hans-Böckler-Stiftung und deutlich vor allen anderen Studienwerken. Der Anteil der Erstakademiker*innen unter allen Studierenden liegt dagegen bei 48 Prozent,⁷ wobei sich ein kontinuierlicher Rückgang beobachten lässt, der wahrscheinlich zum Großteil auf eine allgemeine Zunahme akademischer Bildungsabschlüsse in der Gesellschaft zurückzuführen ist. Wie wichtig die Förderung von Erstakademiker*innen für einen herkunftsbezogenen Nachteilsausgleich ist, zeigt sich insbesondere bei studiengeförderten Erstakademiker*innen: Von ihnen gaben 49 Prozent an, dass sie ihr Studium ohne die Förderung «auf keinen Fall» oder «eher nicht» aufgenommen hätten. Damit liegen sie deutlich über Studierenden mit höherem Bildungshintergrund, von denen nur 22 Prozent entsprechend antworteten. Besonders an einer Stelle scheint der auf die soziale Herkunft bezogene Nachteilsausgleich allerdings an seine Grenzen zu stoßen: Bei der Promotions-

4 Middendorff, Elke/Apolinarski, Beate/Becker, Karsten/Bornkessel, Philipp/Brandt, Tasso/Heißenberg, Sonja/Poskowsky, Jonas: Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2016. 21. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks – durchgeführt vom Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung, Bundesministerium für Bildung und Forschung, Berlin 2017.

5 Unter dem Namen «Lux like Studium» hat die Rosa-Luxemburg-Stiftung im Jahr 2010 ein spezielles Förderprogramm für Studienanfänger*innen aus nichtakademischen Elternhäusern aufgelegt, sodass sich Erstakademiker*innen bereits während der Schulzeit auf eine Studienförderung ab dem ersten Semester bewerben können.

6 Hinck, Gunnar: Arbeiterkind bleibt Arbeiterkind. Arbeiterkinder haben weniger Chancen auf ein Stipendium als solche aus akademischen Haushalten. Die Zahlen verharren auf niedrigem Niveau, in: die tageszeitung, 16.11.2019.

7 Middendorff et al.: Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2016.

förderung ist der hohe Anteil ehemaliger Stipendiat*innen aus akademisch gebildeten Elternhäusern im Zeitverlauf sehr stabil.

Für eine Gesamteinschätzung gilt es zu beachten, dass das Studienwerk hauptsächlich Studierende an Universitäten fördert. Gemeinhin gelten jedoch Hochschulen für angewandte Wissenschaften (HAWs) stärker als Brücke für einen Bildungsaufstieg. Dies lässt sich beispielsweise an den Ergebnissen der Sozialerhebung der Studierendenwerke ablesen.⁸ So betrug im Jahr 2016 der Anteil von Erstakademiker*innen an HAWs 58 Prozent im Vergleich zu nur 42 Prozent an Universitäten. Wählt man als Bezugsgröße ein Universitätsstudium, liegt der Anteil an Erstakademiker*innen bei den durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung Geförderten deutlich über dem Vergleichswert der Grundgesamtheit. Darüber hinaus fördert das Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung vorrangig Studierende der Geistes- und Sozialwissenschaften, was weiterhin einen Einfluss auf die Rate der Erstakademiker*innen haben könnte, auch wenn Berkes und Peter einen solchen Zusammenhang nicht nachweisen konnten.⁹ Im Sinne eines Nachteilsausgleichs für Erstakademiker*innen erscheint es trotz der meist überdurchschnittlichen Anteile unter den durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung Geförderten angezeigt, über Möglichkeiten der Stärkung der Anteile natur- und ingenieurwissenschaftlicher Fächer unter anderem an den HAWs nachzudenken. Dies könnte auch dazu beitragen, die von einigen Befragten konstatierte Randständigkeit dieser Fächer in der ideellen Förderung und den Diskussionsformaten zu beheben und dem großen Interesse der befragten Stipendiat*innen am Thema «Technik und Gesellschaft» auch durch stipendiatische Expertise gerecht zu werden.

Der Bildungshintergrund korreliert stark damit, ob ein Studium erst **nach der Berufsausbildung** aufgenommen wird. Zu dieser Gruppe der nach einer Berufsausbildung Studieren-

den gehört auch die überwiegende Mehrheit (68 Prozent) derjenigen Geförderten, die die Hochschulzugangsberechtigung auf dem zweiten Bildungsweg erworben haben. Letztere Personen machen jedoch insgesamt einen deutlich kleineren Anteil aus und werden daher nicht gesondert ausgewiesen. Insgesamt gelangten 19 Prozent der Geförderten nach einer Berufsausbildung zu ihrem Studium. Unter den Erstakademiker*innen liegt dieser Anteil jedoch bei 25 Prozent, während er für bildungsnähere Geförderte nur 13 Prozent ausmacht. Wie wirksam der Nachteilsausgleich für die nach einer Berufsausbildung Geförderten ist, lässt sich daran erkennen, dass 40 Prozent von ihnen nach eigener Aussage ohne Förderung ein Studium «auf keinen Fall» oder «eher nicht» aufgenommen hätten – dies wiederum signalisieren nur 18 Prozent derjenigen, die keine vorherige Berufsausbildung absolviert haben und auf direktem Wege ins Studium starteten. Auch für die Aufnahme einer Promotion finden sich noch entsprechende Unterschiede mit 77 Prozent (Stipendiat*innen ohne Berufsausbildung) und 64 Prozent (Stipendiat*innen mit Berufsausbildung), auch wenn diese nicht mehr so groß ausfallen. Mit Anteilen von 19 Prozent an Personen mit Berufsausbildung kann das Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung natürlich nicht mit der Hans-Böckler-Stiftung mithalten,¹⁰ deren explizite Agenda es ist, Personen, die bereits im Berufsleben stehen, eine akademische Bildung zu ermöglichen. Verglichen mit der Gesamtzahl aller Studierenden in Deutschland schneidet das Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung jedoch deutlich besser ab. Zwar betrug der Anteil aller Studierenden mit abgeschlossener Berufsausbildung im Jahr 2016 in Deutschland insgesamt 22 Prozent, an Universitäten war er mit 14 Prozent allerdings deutlich geringer.

Der Anteil der geförderten Studierenden und Promovierenden, die nach der offiziellen Defi-

⁸ Ebd.

⁹ Berkes, Jan/Peter, Frauke: Wahl des Studienfachs hängt auch mit Persönlichkeitseigenschaften zusammen, in: DIW Wochenbericht 39/2019, S. 716–722.

¹⁰ Frohwieser et al.: Die etwas andere Bildungselite.

dition einen **Migrationshintergrund** aufweisen, die also mindestens ein Elternteil haben, das nicht mit deutscher Staatsangehörigkeit geboren wurde,¹¹ beträgt im Gesamtsample der Befragten 22 Prozent (Studierende) bzw. 25 Prozent (Promovierende). Allerdings lassen sich hier deutliche Veränderungen im Zeitverlauf beobachten. Hatte sich der Anteil geförderter Studierender mit Migrationshintergrund zwischen 2007 und 2017 auf Anteile um die 25 Prozent eingependelt, sehen wir für die Jahre 2018/2019 Anteile von 43 Prozent (Studierende) und 50 Prozent (Promovierende) sowie für das Jahr 2022 52 Prozent und 31 Prozent. Die derzeitige Förderpraxis in Bezug auf den Anteil von Personen mit Migrationshintergrund scheint

sich auch an der Anzahl der Bewerber*innen zu orientieren und liegt für Studierende deutlich höher als die 20 Prozent, die statistisch zu erwarten wären.¹² Für Promovierende liegen leider keine Vergleichszahlen vor, die zeitliche Entwicklung fällt jedoch ähnlich aus.

Auch beim Merkmal Migrationshintergrund zeigt sich eine hohe Relevanz des Nachteilsausgleichs: 37 Prozent der Studierenden mit einem Migrationshintergrund gaben an, dass sie ihr Studium ohne Förderung nicht aufgenommen hätten, wogegen der entsprechende Anteil bei Personen ohne Migrationshintergrund nur 20 Prozent beträgt. Bei Promovierenden finden sich dagegen keine eindeutigen Zusammenhänge.

2 Fördererfolg

- **Die Abbruchraten liegen mit 3 bis 4 Prozent deutlich niedriger als der bundesweite Durchschnitt.**
- **Die Abschlussnoten (Studium) bzw. Auszeichnungsstufen (Promotion) liegen deutlich über dem bundesweiten Durchschnitt.**
- **Die Überschreitungsquote der Regelstudienzeit ist ähnlich wie in anderen Förderwerken.**
- **Bei den Berufsverläufen dominiert eine wissenschaftlich qualifizierte Tätigkeit im Angestelltenverhältnis.**
- **Die allgemeine Betreuungsleistung des Studienwerks der Rosa-Luxemburg-Stiftung wird von 80 Prozent als «gut» oder «sehr gut» bewertet.**

- **Die Wirkung der ideellen Förderung betrifft vor allem eine Fundierung der politischen Einstellung.**
- **Die Wirkung der ideellen Förderung auf instrumentell-technische und berufsbezogene Fähigkeiten wird demgegenüber als deutlich geringer eingeschätzt.**

Gelingt es dem Studienwerk, die für eine Förderung ausgewählten Studierenden und Promovierenden so zu fördern, dass sich dies auch in formalen Erfolgsindikatoren widerspiegelt? Die **Abbruchraten**, die wir für die Befragten ermitteln konnten, sind mit 3 bis 4 Prozent¹³ relativ gering und liegen deutlich unter den Werten aller Studierenden von 28 Prozent im Bachelor und 19 Prozent im Master im Jahr 2016.¹⁴ Allerdings muss im Kontext

11 Ist im Folgenden von «Migrationshintergrund» die Rede, liegt diese Definition zugrunde.

12 Middendorff et al.: Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2016, S. 34.

13 Ein Prozent der Befragten gab an, das Studium unterbrochen zu haben, wobei für diese Gruppe zu einem Großteil von einem Abbruch auszugehen ist; vgl. Heublein, Ulrich/Richter, Johanna/Schmelzer, Robert/Sommer, Dieter: Die Entwicklung der Studienabbruchquoten an den deutschen Hochschulen. Statistische Berechnungen auf der Basis des Absolventenjahrgangs 2012, Deutsches Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW), Forum Hochschule 4/2014, Hannover 2014.

14 Autorengruppe Bildungsberichterstattung: Bildung in Deutschland 2018. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu Wirkungen und Erträgen von Bildung, Bundesministerium für Bildung und Forschung, Bielefeld 2018.

unserer Befragung von einer leichten Verzerrung der Daten ausgegangen werden, da Geförderte, die ihr Studium abgebrochen haben, vermutlich in geringerem Maße an der Befragung teilgenommen haben als Geförderte, die ihr Studium zu einem Abschluss gebracht haben. So verringerten sich bei einer Nachbefragung der Hans-Böckler-Promotionsstudie die Erfolgsquoten um 13 Prozent.¹⁵ Im direkten Vergleich verzeichnet aber auch die Studie des Hans-Böckler-Studienwerks Abbruchquoten von nur knapp 5 Prozent.¹⁶

Auch für Promotionsgeförderte liegen die ermittelten Abbruchquoten mit Werten zwischen 4 und 7 Prozent deutlich unter Schätzungen für die Gesamtheit aller Promovierenden von 17 Prozent und mehr.¹⁷ Für einen Vergleich mit den anderen Studienwerken fallen etwaige Verzerrungen wegen einer weitgehend gleichen methodischen Vorgehensweise nicht ins Gewicht. Hier liegt die Rosa-Luxemburg-Stiftung im Mittelfeld anderer Studienwerke, die Abbruchquoten zwischen 8 und 12 Prozent¹⁸ und Erfolgsquoten von 95 bis 98 Prozent¹⁹ angeben.

Der Mittelwert der **Abschlussnoten** der Studiengeförderten liegt in unserem Sample bei 1,7 für Personen mit ausschließlichem Bachelorabschluss und bei 1,5 für Personen mit Master, Magister, Diplom oder Staatsexamen. Damit sind die Abschlüsse deutlich besser als die vom Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW) für 2010 ermittelten Abschlussnoten, die für

Bachelorstudierende bei durchschnittlich 2,0 und für Masterstudierende bei durchschnittlich 1,8 liegen.²⁰ Das ist angesichts der prinzipiellen Selektivität von Begabtenförderung nicht überraschend. Dabei zeigen sich unter den Stipendiat*innen der Rosa-Luxemburg-Stiftung keine Änderungen im zeitlichen Verlauf und weder Geschlecht noch Bildungsherkunft üben einen Einfluss aus. Einzig Geförderte mit statistischem Migrationshintergrund weisen mit mittleren 1,6 leicht, aber signifikant schlechtere Abschlussnoten auf im Vergleich zu 1,5 bei Personen ohne Migrationshintergrund. Über entsprechende Vergleichszahlen aller Studierenden verfügen wir leider nicht.

Von den Promotionsgeförderten konnten 33 Prozent ihre Arbeit mit der Bestnote *summa cum laude* (ausgezeichnet) abschließen, während 54 Prozent mit *magna cum laude* (sehr gut) bewertet wurden. Damit liegen die durchschnittlichen Auszeichnungsstufen der von der Rosa-Luxemburg-Stiftung geförderten Promotionen deutlich höher als bei der Gesamtheit aller in Deutschland Promovierenden, die zu 17 Prozent *summa cum laude* und zu 55 Prozent *magna cum laude* erhielten.²¹ Auch andere Studienwerke geben hierzu Vergleichswerte an. Bei der Hans-Böckler-Stiftung betragen die Anteile *summa* und *magna* 25 Prozent und 54 Prozent,²² bei der Studienstiftung 55 Prozent und 42 Prozent,²³ während die Adenauerstiftung nur aggregierte Werte für *summa* und *magna* von 80 Prozent

15 Enders, Jürgen: Promovieren als Prozess – Die Förderung von Promovierenden durch die Hans-Böckler-Stiftung. Ergebnisse einer Befragung, Edition der Hans-Böckler-Stiftung 160, Düsseldorf 2005.

16 Frohwieser et al.: Die etwas andere Bildungselite.

17 Fabian, Gregor/Rehn, Torsten/Brandt, Gesche/Briedis, Kolja: Karriere mit Hochschulabschluss? Hochschulabsolventinnen und -absolventen des Prüfungsjahrgangs 2001 zehn Jahre nach dem Studienabschluss, Deutsches Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW), Forum Hochschule 10/2013, Hannover 2013; Euler, Thorsten/Trennt, Fabian/Trommer, Maximilian/Schaeper, Hildegard: Werdegänge der Hochschulabsolventinnen und Hochschulabsolventen 2005. Dritte Befragung des Prüfungsjahrgangs 2005 zehn Jahre nach dem Abschluss, Deutsches Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW), Forum Hochschule 1/2018, Hannover 2018.

18 Frohwieser et al.: Die etwas andere Bildungselite; Enders: Promovieren als Prozess.

19 Studienstiftung des deutschen Volkes: Die Promotionsförderung der Studienstiftung. Absolventenstudie zu den Abschlussjahrgängen 2003 bis 2012, Bonn 2016.

20 Euler et al.: Werdegänge der Hochschulabsolventinnen und Hochschulabsolventen 2005.

21 Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs: Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2017, Bielefeld 2017.

22 Enders: Promovieren als Prozess.

23 Studienstiftung des deutschen Volkes: Die Promotionsförderung der Studienstiftung.

angibt.²⁴ Das Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung liegt hier also klar am oberen Ende der Skala. Weder in Bezug auf den Förderzeitpunkt noch auf verschiedene Gruppen von Geförderten ließen sich signifikante Unterschiede im Hinblick auf die Auszeichnungsstufe finden.

62 Prozent der Studiengeförderten schaffen ihren Abschluss innerhalb des **Förderzeitraums**, der mit dem Ablauf der Regelstudienzeit endet. Der Rest benötigt im Median zwei Semester mehr. Diese insgesamt leichten Überschreitungen sind vergleichbar mit denen, die die Konrad-Adenauer-Stiftung für die von ihr geförderten Studierenden feststellt²⁵ und deutlich geringer als die entsprechenden Werte, die für die Gesamtzahl der Studierenden in Deutschland ermittelt wurden.²⁶

Die Dauer der jeweiligen Arbeit an einer Promotion ist deutlich schwieriger zu bestimmen, da Daten fehlen und Anfang und Ende einer Promotion weniger klar zu definieren sind. Die Hans-Böckler-Stiftung unterscheidet zwischen der direkten Arbeit an der Promotion (Bearbeitungsdauer, Mittelwert = 61 Monate) und der Promotionsdauer als Zeit zwischen Studien- und Promotionsabschluss (Promotionsdauer, Mittelwert = 77 Monate). Damit liegen deren Ergebnisse über den Angaben im Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2021 von im Mittel 56 Monaten, die jedoch wiederum nur geschätzt werden konnten.²⁷ Für unsere Studie haben wir einerseits nach der Zeit gefragt, die die Geförderten für die Erstellung des Exposé aufgewendet haben, und andererseits nach der Zeit, die sie insgesamt an der Promotion selbst gearbeitet haben. Diese Zeiten betragen im Mittel 6 und 62 Monate und liegen bei aller Unsicherheit in einem mit den oben berichteten Ergebnissen anderer Erhebungen vergleichbaren Bereich. Die Studienstiftung gibt dagegen einen Mittel-

wert von 51 Monaten bis zur letzten Promotionsprüfung und 53 Monaten inklusive Publikation an, was deutlich unter allen anderen vergleichbaren Werten liegt.²⁸

Für eine Erfolgskontrolle der Förderung durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung ist zudem von besonderem Interesse, an welchen Stellen sich Stipendiat*innen nach einer Förderung durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung nun eigentlich in der Gesellschaft wiederfinden. Wir haben uns in diesem Zusammenhang insbesondere die **Berufsverläufe** angeschaut. Für eine Vergleichbarkeit mit der Gesamtheit aller Studierenden orientieren wir uns dabei an einer Klassifizierung des DZHW.²⁹ Betrachtet man die Gesamtheit aller Stipendiat*innen, so ist für die überwältigende Mehrheit von ihnen von einer adäquaten Beschäftigung zum Zeitpunkt der Befragung auszugehen. 45 Prozent der Studien- und 51 Prozent der Promotionsgeförderten arbeiten als wissenschaftlich qualifizierte Angestellte, bei weiteren 10 bzw. 11 Prozent kommt eine mittlere Leitungsfunktion dazu und 5 bzw. 8 Prozent lassen sich als leitende Angestellte bezeichnen. 6 bzw. 8 Prozent sind Beamte im höheren oder gehobenen Dienst. 10 bzw. 12 Prozent sind in irgendeiner Form selbstständig, während 2 bzw. 6 Prozent der Studiengeförderten im Rahmen eines politischen Mandats beschäftigt sind.

Für eine validere Einschätzung des Berufserfolgs und eine bessere Vergleichbarkeit mit den Gesamtzahlen der Absolvent*innen in Deutschland³⁰ haben wir Studierende gesondert betrachtet, die ihr Studium im Zeitraum von 9 bis 11 Jahren vor der Befragung abgeschlossen haben. Dabei zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen den durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung Studiengeförderten und der Gesamtheit aller Studierenden. So fällt der Anteil der wissenschaftlich qualifizierten Angestellten unter den Ehemaligen der Rosa-Lu-

24 Konrad-Adenauer-Stiftung: Wer sind sie und was tun sie?

25 Ebd.

26 Autorengruppe Bildungsberichterstattung: Bildung in Deutschland 2018, S. 164.

27 Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs: Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2021.

28 Studienstiftung des deutschen Volkes: Die Promotionsförderung der Studienstiftung, S. 50.

29 Euler et al.: Werdegänge der Hochschulabsolventinnen und Hochschulabsolventen 2005.

30 Ebd.

xemburg-Stiftung mit 45 Prozent fast doppelt so hoch aus wie unter allen Studierenden mit einem Anteil von 25 Prozent. Dagegen sind die Anteile mit eher leitender Position deutlich kleiner, mit 12 zu 16 Prozent für Angestellte mit mittlerer Leitungsfunktion und mit 5 zu 15 Prozent für leitende Angestellte. Noch deutlicher ist der Unterschied beim Anteil der Beamten mit Quoten von 5 zu 14 Prozent. Der Anteil der Ehemaligen, deren Position nicht ihrem formalen Ausbildungsstand entspricht, das heißt keinen Hochschulabschluss verlangt, ist mit 24 Prozent wiederum deutlich größer im Vergleich zu 18 Prozent unter allen Studierenden.

Um die spezifische Fächerzusammensetzung der durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung Geförderten zu berücksichtigen, haben wir uns die Studierenden der Sprach- und Kulturwissenschaften gesondert angeschaut. Abgesehen von einem noch höheren Anteil von 31 Prozent an Beamt*innen in dieser Absolvent*innengruppe ergeben sich jedoch keine besonders großen Abweichungen. Die Unterschiede zwischen allen Studierenden und den Studiengeförderten der Rosa-Luxemburg-Stiftung in Bezug auf spätere berufliche Positionen scheinen auch nicht allein durch fortgesetzte Bildungsbenachteiligung erklärbar zu sein. Betrachtet man nur Erstakademiker*innen unter den Ehemaligen, so ergeben sich zwar leichte, jedoch keine entscheidenden Veränderungen in den Berufsanteilen. Die Förderung durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung sorgt damit in der Tat dafür, dass Personen aus bildungsferneren Milieus zu gleichen beruflichen Positionen gelangen wie Personen mit höherem Bildungshintergrund.

Die bisherigen Vergleiche beziehen sich nur auf formale Indikatoren der Studienabschlüsse, deren Aussagekraft natürlich hinterfragt werden kann. Wie aber bewerten die Befragten selbst den Ertrag ihrer Förderung durch das Studienwerk? Die **allgemeine Betreuungsleistung** des Studienwerks verzeichnet mit 80 Prozent, die sie als «gut» oder «sehr gut» bewerten, eine außerordentlich hohe Zustimmung. In den Freitextfeldern am häufigsten hervor-

gehoben wurde die Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft und Erreichbarkeit der Mitarbeiter*innen der Rosa-Luxemburg-Stiftung und die hohe Flexibilität bei persönlichen Veränderungen/Problemen – gerade was den oft angesprochenen Vergleich mit anderen Förderinstitutionen angeht. Die quantitativ deutlich geringeren kritischen Anmerkungen beziehen sich am häufigsten auf die starke Berlinzentrierung des Studienwerks und etwaige Struktur- bzw. Rollenkonflikte der Betreuungsarbeit, etwa den Konflikt zwischen «Geldausteilstelle» und «Wertegemeinschaft» oder den zwischen einer «helfenden» und zugleich «kontrollierenden» Funktion. Diese Strukturkonflikte können zukünftig in der Kommunikation mit den Stipendiat*innen vielleicht noch offener benannt oder durch eine Differenzierung der internen Zuständigkeiten abgeschwächt werden.

Die **Wirkung der ideellen Förderung** durch das Studienwerk ist ein weiterer wichtiger Anhaltspunkt für den Fördererfolg. Grundsätzlich ist ein durchaus hoher Einfluss der ideellen Förderung zu verzeichnen – so geben zum Beispiel deutlich über die Hälfte der Befragten an, dass sie ihre eigene politische Position durch die ideelle Förderung (eher) fundieren konnten. Ebenfalls über die Hälfte der Befragten bestätigen, dass die ideelle Förderung ihnen neue Themenfelder erschlossen hat. Deutlich kleiner allerdings wird der Einfluss veranschlagt, den die ideelle Förderung auf die eher instrumentell-technischen und berufsbezogenen Fähigkeiten hatte. Noch geringer wird die berufsorientierende Kraft der ideellen Angebote eingeschätzt: Von einer solchen gehen nur 20 Prozent (eher) aus, während 80 Prozent hier (eher) keine entsprechende Wirkung vermuten. Etwas überraschend fällt der vergleichsweise niedrige Anteil derer aus, die angeben, dass sich durch die ideellen Angebote eine Perspektive für eigenes Engagement eröffnet hat – dies bestätigen (eher) nur 36 Prozent, während über die Hälfte einen solchen Einfluss (eher) nicht bei sich feststellen. Hier wäre zukünftig wohl an eine noch stärkere Vernetzung mit anderen zivilgesellschaftlichen bzw. linken Akteuren zu denken.

3 Engagement und Vernetzung

- **Insgesamt ist das gesellschaftliche Engagement der Stipendiat*innen hoch.**
- **Promotionsgeförderte engagieren sich gesellschaftlich allerdings in geringerem Maße als Studiengeförderte.**
- **Bei den Feldern des Engagements kommt es im Verlauf der Lebensabschnitte zu leichten Verschiebungen (tendenzielle «Verbürgerlichung» des Engagements).**
- **Das studienwerks- und stiftungsinterne Engagement steigt bei längerer Verweildauer im Studienwerk.**
- **Die Einbindung in politische Netzwerke nimmt während des Studiums stark zu.**
- **Die Kontakte im Rahmen des politischen Engagements der Befragten sind zum Zeitpunkt der Befragung sehr intensiv.**

Das gesellschaftliche und politische Engagement der Stipendiat*innen ist für die Rosa-Luxemburg-Stiftung gleich in mehrfacher Hinsicht bedeutsam. Zum einen ist es eine unabdingbare Voraussetzung, um überhaupt im Bewerbungsverfahren berücksichtigt zu werden. Zum anderen soll die Förderung im Zuge ihrer ideellen Förderziele ausdrücklich zu weiterem Engagement ermutigen und hierfür Vernetzungsoptionen bereitstellen. Und schließlich ist das Studienwerk stark partizipatorisch organisiert, sodass sich auch stiftungsinterne Möglichkeiten des Engagements eröffnen. Was verraten unsere Ergebnisse nun über Intensität und Inhalte des stipendiatischen Engagements und über die Rolle, die das Studienwerk dabei spielt?

Grundsätzlich weisen die befragten ehemaligen Stipendiat*innen der Rosa-Luxemburg-Stiftung, vergleicht man sie mit Ergebnissen zum gesellschaftlichen Engagement deutscher Studierender generell,³¹ in außerge-

wöhnlich hohem Maße **gesellschaftliches Engagement** auf. Eine große Mehrheit der Befragten – nämlich 92 Prozent der Studien- und 63 Prozent der Promotionsgeförderten – führt diese Intensität auch auf die Förderung durch das Studienwerk zurück. Deutlich ist, dass das gesellschaftliche Engagement bei Promotionsgeförderten etwas weniger ausgeprägt ist als bei Studienstipendiat*innen und Erstgenannte auch den Beitrag des Studienwerks in dieser Hinsicht geringer veranschlagen. Ob dies darin begründet liegt, dass für eine Promotionsförderung die Inhalte eines Promotionsprojekts und die fachliche Eignung der Kandidat*innen im Vergleich zur Studienförderung stärker gewichtet werden als das gesellschaftliche Engagement, könnte ein genauerer vergleichender Blick auf die jeweiligen Förderkriterien zeigen.

Hinsichtlich einer noch stärkeren Förderung des Engagements stimmt optimistisch, dass die im zeitlichen Gesamtverlauf verzeichnete Abnahme des Engagements nicht unbedingt an fehlendem Interesse zu liegen scheint; denn je geringer das Engagement wird, desto stärker wird der Wunsch, sich intensiver zu engagieren. Betrachtet man die Häufigkeiten der Einzelnennungen zu den **Feldern des Engagements**, so ergeben sich ebenfalls leichte Veränderungen im Zeitverlauf. Das gesellschaftspolitische Engagement verzeichnet zwar durchgehend die höchste und gleichbleibende Intensität über alle erhobenen Lebensabschnitte hinweg, jedoch nimmt das Engagement in linken bzw. linksradikalen Gruppen über alle untersuchten Lebensphasen etwas ab, während das soziale Engagement ebenso wie das kulturelle Engagement wiederum weitgehend stabil bleiben.

Das Engagement der Stipendiat*innen kann und soll sich auch auf den Kontext des Studienwerks und die Rosa-Luxemburg-Stiftung

³¹ Fischer, Lars: Studium – und darüber hinaus? Gesellschaftliches Engagement deutscher Studierender, in: HISBUS Kurzinformation 15, Hannover 2006.

selbst erstrecken. Unter den Formaten, die ein **studienwerkinternes Engagement** ermöglichen, haben die stipendiatischen Arbeitskreise den höchsten Zulauf. In diesen engagierten sich knapp 20 Prozent der Befragten einmalig und 18 Prozent waren gleich mehrere Male aktiv. Einmal oder gar mehrmals an der Organisation der Ferienakademien beteiligt haben sich immerhin knapp 13 Prozent der ehemaligen Stipendiat*innen. Im Sprecher*innenrat waren insgesamt 5 Prozent der Ehemaligen aktiv, als stipendiatisches Mitglied im Ausschuss fungierten 6 Prozent – all diese Daten gleichen zu weiten Teilen den Ergebnissen der Vorgängerstudie.³² Interessanterweise sprechen die erhaltenen Ergebnisse dafür, dass die Verweildauer in der Stiftung und damit die Vertrautheit mit dem Angebot und den Abläufen innerhalb des Studienwerks die Bereitschaft zu internem Engagement deutlich steigern – und zwar sowohl was das Engagement im Studienwerk selbst als auch in der Rosa-Luxemburg-Stiftung insgesamt angeht. Dies könnte zum Anlass genommen werden, bei geeigneten Personen noch gezielter auf eine Doppelförderung hinzuwirken oder die reine Förderung eines Masterstudiums zumindest zu vermeiden.

Blicken wir auf die **politische Vernetzung** von Stipendiat*innen der Rosa-Luxemburg-Stiftung, so zeigt sich rückblickend für Studienge-

förderte eine starke Zunahme der politischen Netzwerke während des Studiums. Daran hat – bedenkt man den Beitrag, den die Förderung zur Erhöhung des Engagements leistet – auch die Stiftung einen Anteil. Anders sieht es jedoch erneut bei Promotionsgeförderten aus. Hier wird nicht nur das eigene Engagement als geringer eingeschätzt, auch bei der Entwicklung der politischen Vernetzung zu Zeiten der Promotion halten sich Abnahme und Intensivierung insgesamt die Waage. Schlussendlich zeigt sich jedoch für den Zeitpunkt der Befragung eine hohe Intensität der politischen Vernetzung der ehemals Geförderten: Nur 15 Prozent hatten in den letzten 30 Tagen vor der Befragung keinerlei Kontakte im Rahmen ihres politischen Engagements, und ein relativ hoher Anteil der Befragten scheint unabhängig vom Alter in relativ dichte Netzwerke von politisch engagierten Personen eingebunden zu sein. So hatten zum Beispiel 41 Prozent in den letzten 30 Tagen mit 15 und mehr Personen im Zuge ihres politischen Engagements Kontakt. Von besonderem Interesse für das Studienwerk dürfte sein, dass vor allem die Rosa-Luxemburg-Stiftung eine Quelle für Netzwerkkontakte bildet, die thematische Grenzen überwinden. Dies lässt vermuten, dass die Stiftung zukünftig noch stärker als «Hub» für heterogenes linkes Engagement dienen könnte.

³² Kleemann, Frank/Matuschek, Ingo/Niehoff, Steffen: Ehemaligenstudie. Befunde zur Studien- und Promotionsförderung der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Berlin 2012, unter: www.rosalux.de/publikation/id/6319.

4 Ehemaligenarbeit

- **Der Kontakt zwischen Studienwerk und ehemaligen Stipendiat*innen ist eher gering.**
- **Auch die Vernetzung der Ehemaligen untereinander ist ausbaufähig.**
- **Fast zwei Drittel der Befragten signalisieren jedoch Interesse an Kontakt mit anderen Ehemaligen.**
- **Der Wunsch nach fachspezifischer Vernetzung mit anderen Ehemaligen wird häufig geäußert.**
- **Der Bekanntheitsgrad der Alumni-Angebote ist noch zu gering.**
- **60 Prozent der Befragten kennen den ROSA Alumni-Verein.**
- **Das Interesse an einer Mitgliedschaft im ROSA Alumni-Verein liegt deutlich über der derzeitigen Mitgliederzahl.**

Wenn es gelingen soll, die Stipendiat*innen auch nach Förderende aktiv in die Stiftungsarbeit einzubinden und so deren langfristigen Einsatz für die politischen Ziele der Rosa-Luxemburg-Stiftung wahrscheinlicher zu machen, spielt die darauf gerichtete Ehemaligenarbeit eine entscheidende Rolle. Deshalb hat unsere Befragung abschließend auch einen Schwerpunkt auf die Ehemaligenarbeit und die Vernetzung der Alumni durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung gelegt.

Um erschließen zu können, ob der Kontakt zwischen Studienwerk und ehemaligen Stipendiat*innen Bestand hat, ist ein – zunächst recht ernüchternder – Blick auf die entsprechenden Selbsteinschätzungen ratsam: Über die Hälfte der befragten ehemaligen Stipendiat*innen geben an, dass ihre Vernetzung mit der Stiftung gänzlich «eingeschlafen» ist, und 42 Prozent konstatieren, dass dies auch auf ihre Vernetzung mit anderen Ehemaligen zutrifft. Diese negativen Werte sind insbesondere bei den ehemaligen Studienstipendiat*innen hoch, während sie bei Promotions- und Doppelgeförderten deutlich geringer ausfallen. Ermutigen muss in diesem Kontext jedoch, dass fast zwei Drittel der Ehemaligen

(63 Prozent) durchaus ein Interesse am Austausch mit anderen Ehemaligen signalisieren. Bezüglich der Themen bzw. Motive eines zukünftigen Austauschs dominieren bei den Befragten eine berufsbezogene Vernetzung und der Austausch mit anderen linken Wissenschaftler*innen. Immerhin mehr als ein Drittel der befragten Ehemaligen geben zudem an, nunmehr selbst Stipendiat*innen oder die Arbeit des Studienwerkes bzw. der Rosa-Luxemburg-Stiftung im Allgemeinen unterstützen zu wollen. Es scheint hier also ein durchaus nennenswertes Potenzial vorhanden zu sein, die Einbindung der Ehemaligen deutlich zu verstärken.

Hierzu sollte zunächst der generelle **Bekanntheitsgrad der ALUMNI-Angebote** gesteigert werden: Fast jede*r fünfte Befragte gab an, von Ehemaligenveranstaltungen überhaupt keine Kenntnis zu haben, und lediglich 20 Prozent haben an Ehemaligenveranstaltungen schon einmal teilgenommen. Dabei fällt auf, dass der Kontakt zwischen Ehemaligen entlang der Marker «keine Kenntnis», «Kenntnis», «einmaliger Besuch», «mehrmaliger Besuch» stetig zunimmt. Dies lässt darauf schließen, dass die Ehemaligenveranstaltungen als Vernetzungsverstärkung grundsätzlich gut und zuverlässig funktionieren – es scheint oftmals lediglich ein letzter motivationaler Anstoß zur (ersten) Teilnahme zu fehlen.

Zudem haben 40 Befragte die Möglichkeit genutzt, teilweise recht ausführliche **Verbesserungsvorschläge für die Ehemaligenarbeit** des Studienwerkes einzubringen. Insgesamt sind diese Vorschläge von der Anregung geprägt, Ehemalige noch stärker als bisher einzubinden und zu vernetzen. Besonders häufig wird der Wunsch nach fachspezifischer Vernetzung mit anderen Ehemaligen geäußert, gerade auch dann, wenn sie sich in einem beruflichen Kontext bewegen, in dem sie den Eindruck haben, mit der eigenen politischen Einstellung nicht offen umgehen zu können. Zudem findet sich mehrfach der Vorschlag, Stipendiat*innen beim Ausscheiden aus der

Förderung stärker über die Ehemaligenarbeit zu informieren. Hier wäre zu überlegen, ob der Abschluss der Förderung – völlig unabhängig von deren nominellem Erfolg (Studienabschluss, erfolgte Promotion) – nicht zugleich dazu genutzt werden könnte, auf die Optionen der Ehemaligenarbeit gegebenenfalls in einem fest institutionalisierten, aber zwanglosen persönlichen Abschlussgespräch hinzuweisen. Teilweise wird bemängelt, dass Ansprechpersonen oder Informationen auf der Website der Rosa-Luxemburg-Stiftung nicht auffindbar seien.

Auch nach der **Bekanntheit des Vereins «ROSAAlumni – Ehemalige Stipendiat:innen der Rosa-Luxemburg-Stiftung»** wurde gefragt. Immerhin 60 Prozent der Ehemaligen kennen den Verein (14 Prozent von ihnen sind Mitglied, 24 Prozent wären an einer Mitgliedschaft interessiert, 23 Prozent sind nicht inte-

ressiert). Insgesamt lassen unsere Ergebnisse darauf schließen, dass das Potenzial für eine Mitgliedschaft im ROSAAlumni e. V. bei maximal 63 Prozent der Ehemaligen liegt, mit der deutlich geringeren faktischen Mitgliederzahl also bisher noch zu wenig ausgeschöpft ist. Ein Vehikel für die Ansprache von mehr Ehemaligen durch den ROSAAlumni-Verein könnte vor allem der Solifonds sein, der über der Hälfte der Befragten bekannt ist und nur von einer sehr geringen Anzahl (weniger als 15 Prozent) als überflüssig oder uninteressant erachtet wird. Abschließend wurden alle Befragten, die den Ehemaligen-Verein kennen, gebeten, eine **Bewertung der ROSAAlumni-Vereinsarbeit** nach gängiger Notenskala abzugeben. Alles in allem bekommt der Verein mit einem Mittelwert von 2,1 ein gutes Zeugnis; eine Bewertung mit «mangelhaft» gibt es kein einziges Mal.

TEIL 2

**Begabtenförderung und
emanzipatorische Politik:
Das Studienwerk,
seine Stipendiat*innen
und Alumni**

Marcus Hawel und Jane Angerjäv

Zur Grundidee der Förderpraxis im Studienwerk und ihren Zukünften

Partizipatives und emanzipatorisches Bildungsverständnis

Die politische Bildungsarbeit des Studienwerks der Rosa-Luxemburg-Stiftung ist an linken emanzipatorischen Zielen ausgerichtet. Hierzu zählen insbesondere die Herstellung von Chancengleichheit und die Aufhebung von Bildungsungleichheiten. Wir wollen unseren Stipendiat*innen politische Schlüsselkompetenzen vermitteln, die eine Vernetzung im linken Milieu fördern und zur Hegemoniefähigkeit der Linken in der Gesellschaft beitragen. Dabei zielt die Förderung auch auf Selbstbefähigung: zu demokratischem Denken und Handeln im Sinne von Selbstbestimmung, zu Verantwortungsbewusstsein, Kritikfähigkeit, Widerstandsfähigkeit, Kompromissfähigkeit, Konsensbereitschaft und Solidarität.

Diese Ziele erfordern ein Bildungsverständnis, das Partizipation, Autonomie und Emanzipation als Voraussetzung von (Selbst-)Ermächtigung anerkennt. Im Umgang mit den Stipendiat*innen bedeutet partizipatorische Bildungsarbeit bewusst gefördertes auto-

nomes Handeln und realisiert sich in Teilhabe und Mitbestimmung in Bezug auf viele Arbeits- und Entscheidungsprozesse im Studienwerk. Es bedeutet, das Studienwerk als einen politischen Raum zu begreifen, der betreten und kultiviert werden kann.

Dies findet seinen Widerhall im Begleitprogramm, der *ideellen* Förderung: Grundlage unseres Veranstaltungsprogramms ist ein emanzipatorisches Bildungsverständnis, das eine kritische Auseinandersetzung mit allen angebotenen Inhalten impliziert und auf der konzeptionellen Beteiligung unserer Stipendiat*innen beruht. Die Veranstaltungen sollen über das konkrete Themenfeld hinaus analytische Kompetenzen stärken und Anknüpfungspunkte für politisches Handeln schaffen. Die konkreten inhaltlichen und methodischen Fokussierungen der Bildungsformate ergeben sich aus den jeweiligen Themenschwerpunkten der Stiftung sowie den politischen Interessen aller Beteiligten.

Die vier Säulen der ideellen Förderung

Unser ideales Förderprogramm besteht aus vier Säulen: Die *erste* Säule beinhaltet die Förderung wissenschaftlicher Kompetenzen und die Vermittlung von sogenannten Softskills rund um den Wissenschaftsbetrieb. Zu diesem Bereich gehören unter anderem die Doktorand*innenseminare, nachwuchswissenschaftliche Tagungen, Schreibwerkstätten sowie Methoden- oder Zeitmanagementseminare. Die *zweite* Säule umfasst die Selbstbefähigung im politischen Alltag und im Leben. Hierunter verstehen wir die Förderung von kritischer Selbstreflexion, Subjekt- und Widerstandsfähigkeit. Zu diesem Bereich gehören zum Beispiel Empowerment-Seminare. Die *dritte* Säule bezieht sich auf Gesellschaftskritik und hat die Förderung linker Bildung und dabei insbesondere transformatorischer Perspektiven zum Ziel. Zu diesem Bereich zählen

Workshops, Seminare und Tagungen zu gesellschaftspolitischen und bildungspolitischen Themen, etwa die Veranstaltungsreihe «Salon Bildung» oder unsere Bildungswerkstätten, die wir in Kooperation mit der Akademie für politische Bildung der Rosa-Luxemburg-Stiftung durchführen. Die *vierte* Säule dient der Vernetzung und zielt auf die Stärkung des linken Zusammenhalts, auf die Zusammenarbeit mit anderen Bereichen der Stiftung, den Landesstiftungen und auch mit Institutionen und Organisationen außerhalb der Stiftung, um eine linke kulturelle Hegemoniefähigkeit zu fördern. Zentrale Formate in diesem Bereich sind zum Beispiel das Ehemaligentreffen, die Gesprächskreise der Stiftung, die stipendiatischen Arbeitskreise und die Kooperationen mit gewerkschaftlichen Organisationen, anderen Stiftungen oder Bildungsvereinen.

Netzwerk organischer Intellektueller: Viereck der Vernetzung

«Bildet Euch, denn wir brauchen all Eure Klugheit.

Bewegt Euch, denn wir brauchen Eure ganze Begeisterung.

Organisiert Euch, denn wir brauchen Eure ganze Kraft.» Antonio Gramsci

Dieses Zitat von Antonio Gramsci steht gewissermaßen kanonisch für unsere bildungspolitischen Absichten, an denen das ideale Förderprogramm des Studienwerks und die politische Bildungsarbeit der gesamten Rosa-Luxemburg-Stiftung ausgerichtet sind: Wir wollen einen politisch und wissenschaftlich gebildeten Nachwuchs innerhalb der zivilgesellschaftlichen und in der Linkspartei organisierten Linken fördern, ihm dabei behilflich sein, in einflussreiche Positionen in

der Gesellschaft und des Staates zu gelangen und den Aufbau einer linken kulturellen Hegemonie voranzubringen. Voraussetzung dafür sind mindestens zwei Faktoren: Die Anzahl der Geförderten muss angemessen hoch und die Bindung an die Linke muss nachhaltig, also über den Zeitraum der materiellen Förderung durch ein Stipendium hinaus entsprechend stabil sein.

In den Anfangsjahren, als sich das Studienwerk noch im Aufbau befand, war ein solch kühner Plan noch ambitionierte *Absicht*, denn die Anzahl der Geförderten war noch klein (zur Geschichte siehe den Beitrag von Katrin Schäfgen in diesem Band). Doch spätestens mit dem deutlichen Mittelzuwachs, der ab den 2010er-Jahren für das Studienwerk im Besonderen und die Rosa-Luxemburg-Stiftung im

Allgemeinen einsetzte, stieg die Anzahl der Geförderten massiv an. Die Netzwerkarbeit begann sich auszuzahlen. Zunächst konnten wir noch handverlesene Listen mit Namen von Geförderten führen, die es ins Professor*innenamt an Universitäten und Hochschulen, in höhere Ämter in Partei und Fraktion oder in staatlichen Behörden geschafft hatten oder die Erfolge in Kunst und Kultur, zum Beispiel als Schriftsteller*innen, vorweisen konnten. Doch alsbald wurden diese Listen so lang, dass man leicht den Überblick verlieren konnte, was uns als ein Indiz für den Erfolg unserer sogenannten Begabtenförderung erschien. Gewissheit benötigten wir nunmehr schwarz auf weiß durch eine wissenschaftlich fundierte Verbleibstudie, die sowohl unsere Kriterien der Auswahl der Bewerber*innen als auch unser ideelles Förderprogramm hinsichtlich der Bindungsfähigkeit und der Festigung von Loyalitäten über die Zeit der Förderung hinaus unter die Lupe nimmt. Die Ergebnisse der jüngsten Studie bestätigen in vielerlei Hinsicht unseren Erfolg.

In den fast 25 Jahren des Bestehens des Studienwerks der Rosa-Luxemburg-Stiftung haben wir mehr als 3.600 Stipendiat*innen gefördert. Gut 1.000 Stipendiat*innen sind dazu noch in der aktuellen Förderung, darunter etwa 200 Promovierende. Die Ehemaligen und aktuellen Stipendiat*innen kommen aus den verschiedensten Bereichen, arbeiten und for-

schen zu unterschiedlichen Themen und engagieren sich auf vielen Gebieten.

Die Ergebnisse der Verbleibstudie zeigen: Es ist ein beeindruckendes Viereck der Vernetzung aus Partei und Gewerkschaften, Stiftung und Vereinen, Wissenschaft und Journalismus, Kunst und Kultur entstanden. In diesem Viereck befinden sich inzwischen viele prominente ehemalige Stipendiat*innen, sei es als linke Europa-, Bundes- oder Landtagsabgeordnete in den Parlamenten, als kritische Professor*innen an den Universitäten und Hochschulen oder als engagierte Schriftsteller*innen und Dokumentarfilmer*innen. Wir sehen, dass hier ein Netzwerk – wenn man so will: eine politische Familie – «organischer Intellektueller», um noch einmal Gramsci zu zitieren, herangewachsen ist, das stetig wächst. Als fester Bestandteil des «linken Mosaiks»¹ ist es allerdings auch noch ausbaufähig, denn die Bindung lässt aus verschiedenen, zumeist verständlichen Gründen mit der Zeit nach und ist bei vielen auch nicht in dem Maße gefestigt, wie wir das gern hätten. Wir wünschen uns, dass dieses Netzwerk die Kraft besitzt, unsere Gesellschaft im emanzipatorischen Sinne voranzubringen. Wir kämpfen seit über 20 Jahren für mehr Bildungsgerechtigkeit, damit unmöglich erscheinende Bildungswege – etwa von Menschen ohne akademischen Bildungshintergrund – möglich und immer selbstverständlicher werden.

Unsere Förderpraxis hat sich bewährt und doch sollten wir Weichen neu stellen

Allerdings sollten wir uns auf unserem Erfolg nicht ausruhen, sondern vielmehr überprüfen, ob die Weichen, die wir vor längerer Zeit gestellt haben, nach wie vor ihre beabsichtigte Wirkung entfalten oder an die Gegenwart

angepasst werden müssen. Die Rahmenbedingungen haben sich verändert, die gesellschaftliche Linke ist momentan schwach und spätestens mit der letzten Bundestagswahl im September 2021 ist die Krise der Partei

¹ Vgl. Hawel, Marcus/Kalming, Stefan (Hrsg.): *Wie lernt das linke Mosaik? Die plurale Linke in Bewegung*, Hamburg 2016.

DIE LINKE offen zutage getreten. Darüber hinaus haben Krisen wie die Corona-Pandemie manches, das zuvor schon problematisch war, sicht- und spürbarer gemacht.

So müssen wir uns fragen, ob es auf dem quantitativen Niveau, auf dem sich nunmehr unsere Förderung von Studien- und Promotionsstipendiat*innen bewegt, weiterhin möglich ist, eine Begleitung zu gewährleisten, die gemäß unserem Anspruch weit über das hinausgeht, was etwa ein BAföG-Amt, also die staatliche Förderung von Schüler*innen und Studierenden, leistet: eine Begleitung, die stets die individuellen Belange unserer Stipendiat*innen im Blick hat. Diskriminierungserfahrungen, politisch aufgeladene Identitätsproblematiken und Leistungsdruck im Studium haben in den letzten Jahren an Bedeutung zugenommen. Eine Begleitung, die diese Erfahrungen ernst nimmt, macht zusätzliche beratende Kompetenzen nötig, die nicht immer vorausgesetzt werden können und für die aufgrund der gestiegenen Anzahl an Stipendiat*innen zunehmend auch die Zeit fehlt. Ferner sollten wir uns fragen, inwieweit die Fokussierung auf eine inklusive Förderpraxis, die ihren Fokus auf den Nachteilsausgleich legt, nicht andere förderungswürdige Gruppen vernachlässigt.

Was die vier Säulen unserer ideellen Förderung angeht, so fühlen wir uns in der Ausrichtung im Großen und Ganzen bestätigt. Die vierte Säule jedoch, die auf Vernetzung und Bindung ausgerichtet ist, sollte zukünftig stärker gewichtet werden.

Bindung, Zusammenhang und Zusammenhalt schaffen – das klappte in den Jahren vor der Corona-Pandemie nahezu von alleine, stellte sich trotz flexibilisiertem Kapitalismus, in dem wir leben, mehr oder weniger von selbst her, solange das Zusammenspiel zwischen zivilgesellschaftlichen und parteipolitischen Linken, die im Stiftungsumfeld und im Studienwerk zusammenkamen, nicht durch die Wucht der dauerhaften Mehrfachkrisen, durch die Coro-

na-Pandemie und schließlich durch die Existenzkrise der Partei DIE LINKE, die durch die letzte Bundestagswahl (September 2021) ausgelöst wurde, empfindlich gestört wurde.

Im Grunde hätte bereits eine Analyse der ideellen Förderpraxis während der Corona-Pandemie ergeben können, dass Bindungen wegbrechen, eine durch Lockdown, Homeoffice und Digitalisierung der Bildungsformate befeuerte Anonymität und Vereinzelung bei den Stipendiat*innen um sich greift und die Loyalitäten gegenüber Partei und Stiftung bei vielen erodieren lassen. Hier ist ein Gegensteuern nötig. Die Ferienakademie – einst das Kernstück der ideellen Förderung – schien bereits vor der Corona-Pandemie als Bildungsformat nicht mehr ganz in die Zeit zu passen; sie wurde im Zuge von offenbar zunehmendem Prüfungs- und Hausarbeitsstress, dem Studierende an den Hochschulen und Universitäten ausgesetzt sind, nicht mehr so intensiv frequentiert und vor allem mitgestaltet, wie wir uns das gewünscht hätten. Nachdem wir das Format folglich auf Eis gelegt haben, arbeiten wir nun daran, es als «kritische Bildungstage» anders aufzulegen, weil uns klargeworden ist, wie wichtig die Herstellung von Bindung und Zusammenhalt *in Präsenz* gerade in diesen Krisenzeiten ist.

In Organisationen bewusst Bindung zu schaffen (siehe dazu auch den Beitrag von Patrick Wöhrle in diesem Band) dürfte eine große Herausforderung sein, weil es nicht unbedingt in die hyperflexibilisierten und individualisierten Zeiten des neoliberalen Postfordismus passt, in denen offenbar die Bereitschaft zur Bindung stark nachgelassen hat – denn auch andere Organisationen und Vereine haben an Bindekraft verloren und müssten etwas zur Stärkung ihrer jeweiligen Gravitationsfelder tun. Aber vielleicht erleben wir alsbald auch eine motivationale Wende, die das Bedürfnis nach Bindung wieder zum Vorschein kommen lässt, wenn es mit den Krisen so weitergeht.

Ich habe mit 15 Jahren angefangen, einen Computer zu benutzen. Es war nicht so wie heute – wir hatten einen Computer für die ganze Familie und das Internet wurde pro Minute abgerechnet. Auch später an der Universität haben wir unsere Hausarbeiten anfangs noch per Hand geschrieben und erst später im Computerlabor der Uni. Meinen ersten Laptop bekam ich im Rahmen eines Stipendiums im Masterstudium. Ich gehöre also wirklich nicht zur Social-Media-Generation. Ich bin erst als Erwachsene damit konfrontiert worden. Während meiner Promotion handelte eine meiner ersten Arbeiten von einer türkischen Social-Media-Plattform namens Eksisozlu.

eine Art rationale diskursive Kommunikation gab. Es gibt viel Literatur darüber, dass soziale Medien uns nicht alternativen Standpunkten aussetzen, sondern vielmehr eine Art Filterblase, eine Echo-kammer schaffen, in der man Inhalten begegnet, die die eigenen Überzeugungen oder Neigungen bestätigen. Zudem fördern sie polarisierende Diskurse, weil diese Diskurse mehr Interaktionen erhalten



Ülker Sözen ist Postdoc-Forscherin in der Forschungsgruppe Multiple Säkularitäten an der Universität Leipzig.

Ich erinnere mich, dass es mir um die Frage ging, ob es sich bei der Plattform um einen Teil der Öffentlichkeit handelt. Während dieser Zeit, ab Mitte der 2000er-Jahre, befand sich die Türkei in einem politischen Friedensprozess. Der türkische Staat gab sich liberaler, und die Menschen sprachen viel über politische Themen, die lange unterdrückt worden waren. Viele Identitäten kamen an die Oberfläche. Es gab viele kulturelle Debatten, aber auch eine starke Polarisierung. Der Ton war sehr empfindlich und aufwühlend. Die Plattform Eksisozlu war ein sehr gutes Beispiel, um zu untersuchen, wie die verschiedenen Positionen miteinander ins Gespräch kamen oder ob eher Streit entstand – ob es

und mehr Interaktionen bedeuten: mehr Werbung und mehr Datenerfassung. Meine kommenden Forschungsarbeiten werden sich mit der Frage befassen, was soziale Medien in Bezug auf Demokratie und Autoritarismus im Globalen Süden bedeuten, mit einem Fokus auf die Türkei. Sie sind mehr als nur ein Medium. Sie sind wirklich in die Art und Weise, wie wir die Welt verstehen, eingebettet. Wie wir mit der Welt interagieren und wie wir Diskurse führen. Natürlich steckt in den sozialen Medien ein positives Potenzial. Die Frage ist, wie wir diese Medien nutzen und inwieweit wir in der Lage sind, zumindest einige Ideen des Gemeinwohls und der Inklusivität einzubringen.

Ülker Sözen

Katrin Schäfgen

Wie alles begann ...

«Als ich 2002 zum Einführungsseminar der neuen Stipendiatinnen und Stipendiaten der Rosa-Luxemburg-Stiftung in Berlin eintraf, war dies eine überschaubare Runde. Der Wahlsieg der LINKEN 2005 lag noch in weiter Ferne und die Zukunft der Stiftung, ihrer Stipendiaten und der weiteren Entwicklung waren ungewiss. Heute, sechs Jahre später, war ich Gast auf dem Einführungsseminar der neuen Stipendiaten. Allein der nunmehr benötigte Raum macht die Veränderung deutlich: Das jetzige Einführungsseminar findet im riesigen Münzenbergsaal in den Räumen der Stiftung am Franz-Mehring-Platz statt. Es entwickelt sich ...»

Jan Korte¹

Als jüngstes Begabtenförderwerk einer politischen Stiftung wurde das Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung 1999 in den Kreis der bundesfinanzierten Förderwerke aufgenommen. Dem vorausgegangen waren die Wahlerfolge der PDS, die 1998 erstmals in Fraktionsstärke in den Deutschen Bundestag einzog. Und so konnten im November 1999 die ersten fünf Stipendien vergeben werden. Seitdem hat sich das Studienwerk sowohl quantitativ als auch qualitativ stark entwickelt: Heute fördert es mehr als 1.000 Stipendiat*innen aus dem In- und Ausland, die Anzahl der Alumni, aus denen sich ein breit gefächertes

linkes Netzwerk entwickelt hat, liegt aktuell bei mehr als 3.600.

Angesichts der Ergebnisse der zweiten Ehemaligenstudie lohnt sich ein Blick zurück auf ein knappes Vierteljahrhundert Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung, auf Kontinuitäten und Entwicklungen.

Seit Beginn der Förderung von in- und ausländischen Studierenden, Doktorand*innen und – etwas später auch – Postdocs fördert die Stiftung junge Menschen, die sich politisch engagieren, die sich in Parteien, Gewerkschaften, sozialen Organisationen und Bewegungen, in Initiativen oder auch autonomen Zusammenhängen für «eine andere Welt» einsetzen, die für soziale Gerechtigkeit, für Menschenrechte, für lebendige Demokratie eintreten – und die ihr Engagement mit ihrem Studium, ihrer Promotion oder anderen wissenschaftlichen Vorhaben verbinden.

Daraus leitet sich eine weitere Maxime der Arbeit des Studienwerks ab: Wir wollen über unsere Auswahlkriterien, die das Engagement und den sozialen Hintergrund stärker gewichten als Noten, auch als Förderinstitution zum Ausgleich sozialer, migrations-, bildungs- und geschlechtsspezifischer Benachteiligung beitragen.

Doch vieles, was retrospektiv so simpel und mittlerweile so selbstverständlich erscheint, war in der Entwicklung nicht immer konfliktfrei und geradlinig.

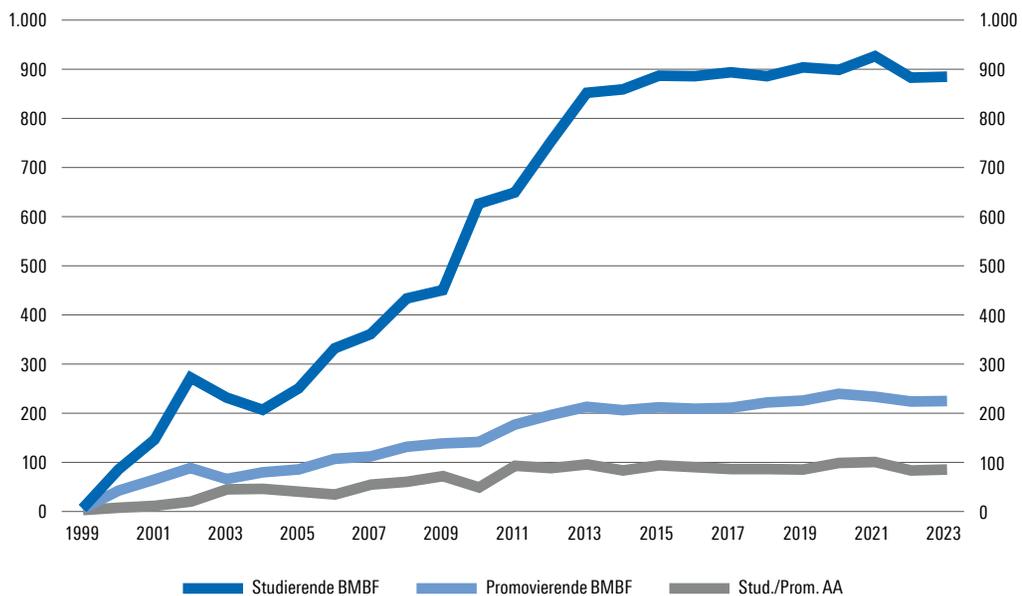
¹ Rosa-Luxemburg-Stiftung: Jahresbericht 2007/2008, Berlin 2008, S. 57.

Die Entwicklung geförderter Studierender, Doktorand*innen und Postdocs

Es begann mit fünf Inlandsstipendien im Jahr 1999, davon drei für Studierende und zwei für Doktorand*innen; ein Jahr später wurden die ersten fünf internationalen Stipendien verge-

ben; seit dieser Zeit hat sich die Anzahl der vergebenen Stipendien sehr schnell und stetig² erhöht.

Abbildung 1: Entwicklung der Geförderten von 1999 bis 2021



Quelle: eigene jährliche Datenerhebung und Berichterstattung; Studierende und Promovierende werden aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) und des Auswärtigen Amtes (AA) gefördert.

Noch schneller als die Anzahl der Stipendiat*innen hat sich allerdings die Attraktivität des Stipendiums und damit die Anzahl der Bewerbungen erhöht. Diese sehr erfreuliche Entwicklung hat uns jedoch auch vor große Herausforderungen gestellt: Wir brauchten Vertrauensdozent*innen, die Gespräche mit Bewerber*innen führen und entsprechende Gutachten schreiben. Das ist schon in den ersten Jahren gut gelungen, weil Rainer Rilling, damals Mitarbeiter des Studienwerks, große Teile der Mitgliedschaft des Bunds demokra-

tischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (BdWi) für dieses Ehrenamt gewinnen konnte. In den folgenden Jahren mussten die Auswahlverfahren mehrfach verändert werden, um der wachsenden Anzahl an Bewerbungen gerecht zu werden. In den ersten Jahren bewarben sich lediglich drei bis vier Studierende und Doktorand*innen auf ein zu vergebendes Stipendium, sodass wir angesichts der wenigen zur Verfügung stehenden Stipendien alle Bewerbungen in die Begutachtung geben und in einem zentralen Auswahl-

² Mit dem verpassten Wiedereinzug der PDS in den Deutschen Bundestag 2002 wurde die Zuwendung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) im Jahr darauf etwas abgesenkt, was zu einer leichten Delle in der Aufwärtskurve der vergebenen Stipendien führte.

ausschuss über die Vergabe der Stipendien entscheiden konnten.

Mit dem Anstieg insbesondere der Promotionsstipendien auf teils bis zu 25 Bewerbungen pro Stipendium mussten Vorauswahlen organisiert werden, um nur aussichtsreiche Bewerbungen begutachten zu lassen. Doch auch hier stießen wir sehr schnell an organisatorische Grenzen. Die aus Studienwerksicht notwendige Modifikation des Auswahlverfahrens nutzten wir für eine demokratische Reform, die heftig umstritten war: Seit 2010 ist der Auswahl Ausschuss für Studierendenstipendien drittelparitätlich mit Vertrauensdozent*innen, Stipendiat*innen/Ehemaligen und Ehrenamtlichen/Externen besetzt; im Ausschuss für Doktorand*innen gibt es eine*n Vertrauensdozent*in mehr. Mit die-

ser Zusammensetzung der Ausschüsse haben wir unter den Begabtenförderwerken die höchste stipendiatische Mitbestimmung bei der Stipendienvergabe und wir haben sehr gute Erfahrungen mit dieser Konstellation gemacht.

2016 führten wir ein Online-Bewerbungsverfahren ein; seitdem steuern wir über das Portal auch die Vorbereitungen der Auswahl Ausschusstagungen. Dabei lagen die Herausforderungen insbesondere in der wachsenden Anzahl sehr guter Bewerbungen um ein Studienstipendium, von denen bedauerlicherweise vor Corona nur noch jede zehnte erfolgreich war. Seit der Pandemie ist die Zahl der Bewerbungen (wie die der Studierenden insgesamt) rückläufig, was die Chancen auf ein Stipendium wieder erhöht.

Zusammensetzung der Stipendiat*innen

Quasi von Beginn unserer Stipendienvergabe an hat der soziale Hintergrund der Bewerber*innen eine große Rolle im Auswahlprozess gespielt. Neben dem linken Engagement als unbedingtem Zugangskriterium wollten wir insbesondere junge Menschen fördern, für die ein Studium aus finanziellen oder bildungsbiografischen Gründen keine Selbstverständlichkeit ist. So haben wir uns in den ersten Jahren vor allem daran orientiert, ob eine BAföG-Berechtigung vorlag, die einen Beleg für ein geringes Einkommen der Eltern darstellt. Aus dieser Orientierung resultierte und resultiert, dass rund 50 Prozent unserer inländischen Stipendiat*innen ein Voll- und weitere 30 Prozent ein Teilstipendium erhielten. Lediglich 20 Prozent der Stipendiat*innen erhielten nur Büchergeld bzw. die Studienkostepauschale.

2007 stellte die Partei DIE LINKE eine Kleine Anfrage zur sozialen Zusammensetzung der Stipendiat*innen aller Begabtenförderwerke, aus deren Beantwortung hervorging, dass die Fördereinrichtungen in Deutschland weit überdurchschnittlich (gemessen am Bevölkerungsanteil) diejenigen fördern, die der Förderung am wenigsten bedürfen: Kinder aus sozial gut gestellten Familien mit Akademiker*inneneltern.³ Auch bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung war der Anteil von Stipendiat*innen mit Akademiker*innenhintergrund überdurchschnittlich hoch. Hier zeigte sich allerdings eine Besonderheit, die uns bis dahin nicht so klar war: Zu Beginn unserer Förderung kam der Großteil der Stipendiat*innen aus den neuen Bundesländern. Deren Eltern verfügten zwar häufig über einen akademischen Abschluss, aber infolge der «Wende»

3 Deutscher Bundestag: Antwort der Bundesregierung auf die Kleine Anfrage der Abgeordneten Cornelia Hirsch, Dr. Petra Sitte, Volker Schneider (Saarbrücken), weiterer Abgeordneter und der Fraktion DIE LINKE – Drucksache 16/4661. Soziale Zusammensetzung von Stipendiatinnen und Stipendiaten der Begabtenförderungswerke, Drucksache 16/4849, 28.3.2007.

waren sie häufig arbeitslos, prekär oder unterhalb ihrer Qualifikationen beschäftigt. Zugleich war die Antwort auf die LINKEN-Anfrage politisch so brisant, dass das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) ein Sonderprogramm zur Förderung von unterrepräsentierten⁴ Gruppen auflegte: Um neben den sozial benachteiligten auch die bildungsbenachteiligten Studierenden (und Doktorand*innen) verstärkt zu fördern, wurde nun auch der Bildungshintergrund der Bewerber*innen systematisch erfasst und bei der Auswahl berücksichtigt. Wir haben als Reaktion auf dieses Ergebnis mit den Mitteln des BMBF das Programm «Lux like Studium» aufgelegt, das sich an Abiturient*innen richtet, deren Eltern keinen akademischen Bildungshintergrund haben (siehe dazu auch den Beitrag von Bengi Bitiş in diesem Band). Nach Auslaufen der BMBF-Förderung konnten wir das Programm, das eine wirkliche Erfolgsgeschichte ist, verstetigen.

Vom ersten Verfahren an haben wir sehr viele Bewerbungen von unglaublich engagierten und reflektierten Schüler*innen erhalten, denen wir mit einem Stipendium den Weg an die Hochschule ermöglichten. Darüber hinaus hilft das Programm dabei, eine weitere Ungleichheit im deutschen Bildungssystem etwas abzumildern: die der Migrationsgeschichte. Da in Deutschland eine Migrationsgeschichte häufig mit einer sozialen und Bildungsbenachteiligung einhergeht, gehören zu den über «Lux like Studium» Geförderten auch sehr viele Abiturient*innen, die selbst oder deren Eltern nicht in Deutschland geboren wurden.

Die konsequente Berücksichtigung des persönlichen Hintergrunds bei Bewerber*innen, insbesondere um ein Studienstipendium,⁵ macht uns unter den Begabtenförderwerken zu der Einrichtung, die am erfolgreichsten beim Ausgleich von Bildungsbenachteiligung ist – ein Fakt, der uns wirklich stolz macht.

Entwicklung des ideellen Förderprogramms

In den Anfangsjahren war – der geringen Anzahl an Stipendiat*innen entsprechend – auch das Angebot im Begleitprogramm, der sogenannten ideellen Förderung, noch recht überschaubar. Schon sehr früh etablierten sich jedoch Formate, die über viele Jahre Highlights der Förderung blieben: die einmal jährlich stattfindende einwöchige Ferienakademie, die internationalen Workshops zu unterschiedlichen, gesellschaftlich relevanten Themen, die Regionaltreffen und die stipendiatische Selbstorganisation.

Letztere spielt nach wie vor eine zentrale Rolle in der ideellen Förderung. So existieren bis heute immer wieder wechselnde stipendiatische Arbeitskreise, die, selbst organisiert und mit einem kleinen eigenen Budget ausgestat-

tet, sehr unterschiedliche Themen bearbeiten. Dazu gehört aber auch die Kooperation bei der inhaltlichen Gestaltung der einwöchigen Ferienakademie oder die Gestaltung der Regionaltreffen. Sehr früh organisierte sich auch die Interessenvertretung der Stipendiat*innen: der Sprecher*innen-Rat richtet die einmal jährlich stattfindende Vollversammlung der Stipendiat*innen aus und trifft sich regelmäßig mit der Leitung des Studienwerks.

Mit dem wachsenden Anteil von Stipendiat*innen mit nichtakademischem und/oder migrantischem Hintergrund erweiterten wir auch das Angebot unserer ideellen Förderung um Formate, die der Erreichung des Förderziels dienen: den erfolgreichen Abschluss von Studium oder Promotion zu unterstützen. Dazu

4 Bedauerlicherweise konnte die ursprüngliche Intention des BMBF, *unterprivilegierte* Gruppen zu fördern, nicht durchgesetzt werden.

5 Bei Doktorand*innen gilt das etwas eingeschränkt.

gehören Seminare zum wissenschaftlichen Arbeiten, Schreibwerkstätten oder Seminare zum Zeitmanagement. In der Promotionsförderung organisierten wir 2004 erstmals Doktorand*innenseminare, in denen die Geförderten ihr Thema anderen Geförderten, der Stiftungsleitung, Vertrauensdozent*innen und interessierten Kolleg*innen der Rosa-Luxemburg-Stiftung vor- und zur Diskussion stellen. Mit der wachsenden Anzahl an Doktorand*innen sind diese Seminare inzwischen verpflichtend und auf einen thematischen Fokus ausgerichtet, was den Diskurs vereinfacht und professionalisiert.

Ende der 2000er-Jahre führten wir zudem die strukturierte Promotion im Rahmen von Promotions- bzw. Graduiertenkollegs ein, auch das nicht ohne Widerstand.⁶ Unser erstes Promotionskolleg zum Thema «Demokratie und Kapitalismus» mit acht Doktorand*innen entstand im Jahr 2008 an der Universität Siegen. Dem vorausgegangen war eine Ausschreibung, die ein Konsortium aus drei Universitäten und fünf Vertrauensdozent*innen für sich entschied. Unser zweites Graduiertenkolleg zum Thema «Linke Geschichte jenseits von Sozialdemokratie und Parteikommunismus» mit einem Habilitations- und fünf Promotionsstipendien wurde 2015 am Leibniz-Zentrum für zeithistorische Forschung der Universität Potsdam und dem Institut für soziale Bewegungen an der Ruhr-Universität Bochum eingerichtet. Im Jahr 2018 etablierten wir zum Thema Rechtspopulismus einen Forschungszusammenhang mit zwei Habilitations- und fünf Promotionsstipendien an den Universitäten Leipzig und Köln.

Seit dem Einstieg in die strukturierte Promotion, mehr noch mit der Vergabe von Habilitationsstipendien, widmen wir uns verstärkt der Förderung explizit akademischer Karrieren – Berufswege, die für engagierte junge

Menschen mit nichtakademischem und/oder migrantischem Hintergrund in Deutschland immer noch sehr steinig sind.

2021 brachten wir das Graduiertenkolleg «Krise und sozial-ökologische Transformation» an der Hochschule für Wirtschaft und Recht in Berlin auf den Weg, das aktuell gefördert wird. Um auch international in der Förderung kritischer Wissenschaftler*innen aktiv zu werden, legten wir 2019 mit Mitteln des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ) ein unter den Begabtenförderwerken einmaliges Programm für Postdocs auf (siehe den Beitrag von Börries Nehe und Jan-David Echterhoff in diesem Band). Unter dem Titel «International Research Group on Authoritarianism and Counter Strategies (IRGAC)» förderten wir zwischen 2019 und 2022 Forschungsprojekte von zwölf Wissenschaftler*innen aus neun Staaten für drei Jahre und weitere sechs aus fünf Staaten für 19 Monate; an weitere sechs wurden sechsmonatige Kurzzeitstipendien vergeben. In dieses Programm werden politisch Aktive, in Zivilgesellschaft gut vernetzte Akademiker*innen aufgenommen, die in ihren Heimatländern zu Fragen des globalen Autoritarismus arbeiten. Auf regelmäßigen Treffen, auf Tagungen und auch während ihrer Forschungsaufenthalte an deutschen Forschungseinrichtungen tragen sie durch neue Erkenntnisse, durch ihr Engagement und ihre Vernetzung zur Entwicklung wirksamer Gegenstrategien gegen das weltweite Erstarken des Autoritarismus bei – das Netzwerk, das sie über den Globus gespannt haben, ist beeindruckend. Inzwischen geht das Programm mit einer neuen Generation in die Verlängerung; die internationalen Postdocs – zehn Wissenschaftler*innen aus acht Staaten – wurden bereits ausgewählt und arbeiten nun an ihren Forschungsprojekten zu den Themen Autoritarismus, Nationalismus und Rechtspopulismus.

⁶ So gab es nicht unbegründete Befürchtungen, dass sich die Relation von Bewerbungen zu Stipendien in der Individualförderung verschlechtern könnte.

Zusammenfassung und Ausblick auf künftige Herausforderungen

In den fast 25 Jahren der Existenz des Studienwerks der Rosa-Luxemburg-Stiftung ist nicht nur die Anzahl der geförderten Stipendiat*innen erheblich gestiegen, vielmehr haben wir auch das Begleitprogramm quantitativ und vor allem qualitativ weiterentwickelt und die Auswahlverfahren so verändert, dass wir unsere Zielgruppen gut erreichen. Mindestens ebenso wichtig ist, dass sich über die Jahre ein linkes Netzwerk etabliert hat, das neben Stipendiat*innen auch aus Vertrauensdozent*innen und vor allem Alumni besteht. Ehemalige arbeiten heute in Parlamenten, in Gewerkschaften oder in der Stiftung. Sie forschen und lehren, arbeiten als Lehrer*innen und Ingenieur*innen, sind Künstler*innen und Ärzt*innen.

Wie auch die zweite Ehemaligenstudie⁷ zeigt, hat die Förderung die Stipendiat*innen in ih-

ren Bildungsvorhaben bestärkt und unterstützt und ihnen ein politisches Engagement neben Studium und Promotion ermöglicht. Und die meisten von ihnen haben – auch wenn die Voraussetzungen nicht immer ideal waren – ihr Studium bzw. ihre Promotion erfolgreich abgeschlossen und den Übergang in einen adäquaten Beruf sehr gut gemeistert. Das ist auch Bestätigung und Anerkennung der wertschätzenden und unterstützenden Arbeit des Teams der Mitarbeiter*innen im Studienwerk – auch dies hat die Studie erneut gezeigt.

Eine Herausforderung wird sein, den Kontakt zu den Alumni zu halten, attraktive Vernetzungsangebote zu entwickeln, die auch dann noch eine «Bindung» bewirken, wenn Ehemalige in anderen Lebensphasen sind und neue Netzwerke entwickeln.

⁷ Die erste Ehemaligenstudie erschien 2012: Kleemann, Frank/Matuschek, Ingo/Niehoff, Steffen: Ehemaligenstudie. Befunde zur Studien- und Promotionsförderung der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Berlin 2012, unter: www.rosalux.de/publikation/id/6319.



Nach meinem Studium der Pädagogik habe ich schnell eine unbefristete Stelle in der Sozialen Arbeit bekommen, aber ich hatte immer die Idee im Kopf, nochmal zu promovieren. Ich wollte mich gedanklich in ein Thema vertiefen, das mich interessiert.

in der praktischen Jugendarbeit, dann später in der Lehre an verschiedenen Hochschulen in Deutschland. Das hat mir geholfen, meine Promotion nach dem Stipendium zu finanzieren, war aber auch für meinen weiteren Weg von Bedeutung. Ohne die Soziale Arbeit, ohne die Berufserfahrung und die queerfeministische Perspektive auf Jugendarbeit wäre ich heute nicht da, wo ich bin.

Andrea Nachtigall ist Professorin für Theorie und Praxis Sozialer Arbeit an der Alice-Salomon-Hochschule Berlin.

Andrea Nachtigall

Mir war die ganze Zeit klar: Wenn ich promoviere, dann mit einer Geschlechterfragestellung. Von der Festanstellung in die Promotion – das war ein Sprung ins kalte Wasser, bei dem das Stipendium der Rosa-Luxemburg-Stiftung eine gute Starthilfe war. Dass ich mich am Ende mit 9/11 beschäftigt habe, war dem aktuellen Anlass geschuldet. Mir hat im öffentlichen Diskurs die Geschlechterperspektive auf Terror und Krieg gefehlt. Um sie zu beleuchten, bin ich in die Politikwissenschaften gewechselt. Gesellschafts- und Machtverhältnisse finde ich in vielerlei Hinsicht kritikwürdig, aber eine kritische Gesellschaftsanalyse ist auch ein Ansatz für Veränderung. Ich habe es immer als Luxus wahrgenommen, mich damit zu beschäftigen, und dachte: In die Praxis zurückgehen kann ich immer noch. Ich hatte den Fuß immer in der sozialarbeiterischen Tür drin: erst

Im Rahmen meiner Professur arbeite ich außerdem mit Institutionen der Sozialen Arbeit zusammen und versuche, sie zu unterstützen. Außerdem bilde ich interessierte Menschen in Sozialer Arbeit aus. Für mich ist Soziale Arbeit nicht nur die Arbeit am einzelnen Menschen. Es sollte immer auch darum gehen, die Verhältnisse so zu verändern, dass es die Unterstützung nicht mehr braucht, oder die Menschen zu befähigen, die Veränderung in die eigenen Hände zu nehmen. Kritische Aufklärung, weiterdenken und weiter versuchen, Gegenstrategien zu entwickeln, dafür steht auch die Alice-Salomon-Hochschule. Sie wirft den Blick aufs Ganze, den kritischen Blick auf Macht- und Herrschaftsverhältnisse und das Agieren der Sozialen Arbeit darin. Mir ist es wichtig, an der Veränderung der Gesellschaft mitzuwirken. Und dafür bin ich am richtigen Platz.

Bengi Bitiş

Lux like Studium

Als Tropfen auf dem heißen Stein feine Unterschiede bewirken

Grundwissen

Lernen zu leben

Weiterführen

Abschlüsse machen

Wissen

Ganz anderes kennenlernen

Träumen

Zukunft entdecken

Hoffen

Am Anfang beginnen

Arbeiten

Wege finden

PAUSE

Ungewissheit quält

PAUSE

Wille schöpfen

PAUSE

Allein

Zusammen sein

PAUSE

2021

Wir drücken für dich auf PLAY

Marisa Moreno¹

Seit 2010 fördert die Rosa-Luxemburg-Stiftung mit dem Stipendienprogramm «Lux like Studium» (LLS) insbesondere Erstakademi-

ker*innen vom Moment der Aufnahme ihres Studiums an. Denn in Deutschland entscheidet nach wie vor der sozioökonomische Status von Schüler*innen über ihren Bildungserfolg – und damit auch über ihre soziale und politische Teilhabe, ihre finanzielle Unabhängigkeit, ihren Wohlstand und ihre Gesundheit. Zu diesem Ergebnis kommt sowohl die letzte OECD-Studie von 2022² als auch der Sechste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung.³ Institutionelle Diskriminierung in Bildungseinrichtungen ist auch das Thema der Studie von Mechtild Gomolla und Frank-Olaf Radtke,⁴ wobei es ihnen in erster Linie um ethnische Differenzproduktion in Bildungsorganisationen geht. Sie zeigen in ihrer (1990 durchgeführte) Studie, wie in der Schule Selektionen erfolgen und Ungleichheiten reproduziert werden. Kinder mit Migrationsgeschichte und/oder aus deprivilegierten Haushalten bekommen schlechtere Noten, seltener eine Gymnasialempfehlung und werden häufiger an Förderschulen geschickt. 2016 zeigte die Iglu-Studie,⁵ dass bei gleicher Lesekompetenz und übereinstimmenden kognitiven Fähigkeiten Kinder aus privilegierten Elternhäusern gegenüber Kindern aus deprivilegierten

1 Marisa Moreno, «Lux like Studium»-Stipendiatin, in: Rosa-Luxemburg-Stiftung (Hrsg.): i see u 21, Bildungskalender 2021, Berlin 2021.

2 OECD – Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung: Bildung auf einen Blick 2023. OECD-Indikatoren, Bielefeld/Paris 2023, <https://doi.org/10.1787/34087b82-de>.

3 Lebenslagen in Deutschland. Der Sechste Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung, Berlin 2021, unter: www.armuts-und-reichtumsbericht.de/SharedDocs/Downloads/Berichte/Sechster-armuts-reichtumsbericht.pdf?__blob=publicationFile&v=2.

4 Gomolla, Mechtild/Radtke, Frank-Olaf (2009): Institutionelle Diskriminierung: Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule, Wiesbaden 2009.

5 Hußmann, Anke/Wendt, Heike/Bos, Wilfried/Bremerich-Vos, Albert/Kasper, Daniel/Lankes, Eva-Maria/McElvany, Nele/Stubbe, Tobias C./Valtin, Renate (Hrsg.): Iglu-Studie 2016. Lesekompetenzen von Grundschulkindern in Deutschland im internationalen Vergleich, Münster/New York 2017, unter: www.kmk.org/fileadmin/Dateien/pdf/PresseUndAktuelles/2017/IGLU_2016_Berichtsband.pdf.

und Arbeiter*innenhaushalten 3,37-mal so oft eine Gymnasialempfehlung erhalten. Mit ihrem Förderprogramm «Lux like Studium» versucht die Rosa-Luxemburg-Stiftung, einen kleinen Beitrag zu leisten, um mehr Chancengerechtigkeit zu fördern, auf institutionelle Diskriminierungen aufmerksam zu machen und gleichzeitig kritische Perspektiven auf Bildung und die Zugänge zu ihr zu werfen. Dabei ist klar, dass die Rosa-Luxemburg-Stiftung nur einen verschwindend kleinen Prozentsatz von Studierenden fördern kann und sich gesellschaftliche Machtverhältnisse und Ungleichheiten dadurch nur bedingt ändern. Für die einzelne Person aber macht es trotzdem oftmals einen großen Unterschied und verändert ihre möglichen Bildungszugänge und -karriere.

«Ich schreibe euch unter Freudentränen und unfassbar erleichtert, dass ich meine Bachelorarbeit mit 1,0 bestanden habe. Meine Dankbarkeit und Freude, dass ich es geschafft habe, mich durchzubeißen, und diesen sehr ungewöhnlichen Bildungsweg schon so weit gehen konnte, kann ich kaum in Worte fassen. Ich bin so dankbar für das Stipendium, was mir den Rücken freigehalten hat, und da ich mit euch am engsten Kontakt hatte über die Jahre hinweg, wollte ich euch auch noch mal persönlich für eure Unterstützung danken.» Michi⁶

Es ist ein wichtiger Faktor im pädagogischen Verständnis des «Lux like Studium»-Programms, Individuen und ihre kollektiven Bezüge zu sehen, zu hören und zu stärken, um solidarisch kollektive Verantwortung für eine gerechtere Gesellschaft zu übernehmen. Diese Haltung drückt sich unter anderem in einem kritischen Beratungs- und Coaching-Programm aus, das die materielle Förderung begleitet. Zudem versucht das Programm durch Veröffentlichungen, etwa von Bildungsmaterialien, und Veranstaltungen zum Thema Diskriminierung im Bildungsbereich, Einfluss auf die diskursive Ebene zu nehmen.

Wie bereits erwähnt, sind für die Selektionsprozesse entlang der sozialen Herkunft insbesondere Übergänge zwischen Bildungsinstitutionen bedeutsam. Das «Lux like Studium»-Programm zielt darauf, an dieser Stelle eine Hürde zu senken: Es fördert Studierende aus sozioökonomisch benachteiligten Haushalten bereits ab dem ersten Semester und damit *schon auf dem Weg* ins Studium. Normalerweise kann man sich auf ein Stipendium der Begabtenförderwerke erst aus dem schon aufgenommenen Studium heraus bewerben. Durch die Aussicht auf eine schuldenfreie Finanzierung des Studiums erhöhen sich die Chancen einer Studienaufnahme. Auch dieser Zusammenhang wurde durch die Ehemaligenstudie belegt: 49 Prozent der Erstakademiker*innen gaben an, dass sie ohne ein Stipendium ihr Studium nicht aufgenommen hätten. Im Vergleich dazu waren nur 22 Prozent der Stipendiat*innen aus akademischen Haushalten ohne Finanzierungsalternative.

«Das Treffen heute war mein erstes Regionaltreffen in Person und ich habe mich selten so wohl und dazugehörig gefühlt. Ich wusste nicht mal, dass es möglich ist, so viele Leute zu treffen, die die gleichen Erfahrungen gemacht haben wie ich auch. Ich bin sehr dankbar, Teil dieser Stiftung zu sein [...]. Als eine Person, die in sehr armen Verhältnissen groß geworden ist und jahrelang mit dem Jobcenter zu tun hatte und es immer noch teilweise hat, habe ich ein eher schwieriges Verhältnis zu Geld, weshalb ich den Vortrag heute so toll fand. Es fällt mir persönlich oft schwer, mich nicht wie eine Last zu fühlen, und das Gefühl, die Förderung nicht zu verdienen, überkommt mich oft. Gleichzeitig habe ich auch sehr große Angst, irgendwelche Fehler zu machen und die Förderung irgendwie zu verlieren (die jahrelange Auseinandersetzung mit dem Jobcenter hat definitiv ihre Narben hinterlassen).» Aishwarya⁷

⁶ Michi, «Lux like Studium»-Stipendiat*in, in einer persönlichen E-Mail vom 23. März 2023.

⁷ Aishwarya, Erstakademikerin im BMBF-Programm, Auszug aus einer E-Mail vom 17. März 2023.

Zielgruppe und Auswahl: Wer sind diese Erstakademiker*innen?

In erster Linie geht es um die Förderung und Begleitung von Erstakademiker*innen. Es werden jedoch auch andere Ungleichheits- und Ausbeutungsverhältnisse mitbedacht und einbezogen. So spielen bei der Auswahl der Stipendiat*innen zum Beispiel auch die Migrationsgeschichte, Stadt-Land-Bezüge, Geschlecht oder Be*hinderungen eine große Rolle. Daher ist es nicht verwunderlich, dass laut Ehemaligenstudie auch der Anteil an Stipendiat*innen mit statistischem Migrationshintergrund und der Anteil an Frauen in der Lux-Förderung größer ist als im anderen BMBF-Förderprogramm. In Verbindung mit den davon ausgehenden Sensibilisierungseffekten für die Arbeit des Studienwerks hat also das «Lux like Studium»-Programm nachhaltig und übergreifend zur Erhöhung des Anteils von Menschen aus diskriminierten Gruppen beigetragen. Das Programm hat vor allem für die Erhöhung der Anzahl von BIPoC-Studierenden, Working-/Poverty-Class-Studierenden und FLINTA-Studierenden gesorgt.⁸ Gemeinsam ist den durch «Lux like Studium» geförderten Stipendiat*innen, dass sie alle die Ersten in ihren Familien sind, die studieren. Sie können oftmals nicht auf das ökonomische, soziale und kulturelle Kapital zurückgreifen, das in dem akademischen Umfeld, in das sie hineinkommen, bedeutsam ist. Pierre Bourdieu machte darauf aufmerksam, wie diese Kapitalien den Klassen-Habitus ausmachen. Unter Habitus sind Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster zu verstehen, die uns prägen, die mit Machtverhältnissen zu tun haben und die auf der institutionellen und strukturellen Ebene verankert sind. Kinder und Schüler*innen, die zum Beispiel in Armut

aufwachsen, trauen sich oft weniger zu. Die Bilder und Mythen über Armut und ihre Lebensrealitäten prägen und strukturieren den Lebensalltag dieser Kinder. Arm zu sein ist eine zutiefst schmerzhafteste und mit Scham besetzte Erfahrung. Die Verantwortung für die Armut wird oftmals den davon betroffenen Eltern*in und/oder Bezugspersonen zugeschrieben. Doch obwohl Deutschland zu den reichsten Ländern der Welt gehört, ist hierzulande jedes fünfte Kind von Armut betroffen. Die mit Armut verbundenen Erfahrungen schreiben sich in die Kinderkörper ein und wirken bis ins Erwachsenenalter fort. Daher braucht es eine pädagogische Praxis, die sich diesen Herausforderungen stellt und auf diskursiven, subjektbezogenen und institutionell-strukturellen Ebenen versucht, Veränderungen zu bewirken.

«Mittlerweile glaube ich meinen Eltern, dass sie immer nur das Beste für mich wollten. Dem war lange nicht so. Meine chaotischen Gefühle und losen Gedanken, wie die Welt so laufen sollte und es nicht tat, standen im Gegensatz zu dem, was meine Eltern mir als für mich richtig vermitteln wollten. Durch die Textanfrage der Rosa-Luxemburg-Stiftung fing ich aber erst vor Kurzem an, diese Vorstellungen meiner Eltern (die sich über die Zeiten teilweise radikal änderten) aus bestimmten Blickwinkeln zu betrachten. Waren die Wünsche für mich geprägt durch ein (unbewusstes) Klassendenken? Und an welchen Punkten, Ecken oder Kanten blieb ich mit meinem Erbe hängen?»

Olli Kornau⁹

⁸ Die Abkürzung BIPoC steht für Black, Indigenous und People of Color; FLINTA für Frauen, Lesben, intergeschlechtliche, nichtbinäre, trans und agender Personen.

⁹ Olli Kornau, ehemaliger «Lux like Studium»-Stipendiat, in: Kornau, Olli: Nur das Beste. Den eigenen Weg im Plan der anderen finden, in: Bitiş, Songül/Borst, Nina (Hrsg.): Un_mögliche Bildung. Kritische Stimmen und verschränkte Perspektiven auf Bildungs_ungleichheiten, Berlin 2013, S. 187.

Wie sieht die (politisch-)pädagogische Praxis aus?

Ein wesentlicher Ansatz des Programms ist, dass Bildungsungleichheiten als gesellschaftliche Macht-, Ungleichheits- und Ausbeutungsverhältnisse betrachtet werden. Bildungszugänge ermöglichen oder behindern soziale, politische, gesellschaftliche und materielle Teilhabe. Es gerät allzu schnell aus dem Blick, welche tragende Rolle Bildung und Bildungsinstitutionen bei der Aufrechterhaltung der Ungleichheitsverhältnisse spielen, in denen wir leben.

Die kritische Auseinandersetzung mit dem normativen Bildungsverständnis, der eigenen pädagogischen Praxis und das Ausprobieren unterschiedlicher Formate, um neue emanzipatorische Bildung zu ermöglichen, ist elementar für das Programm «Lux like Studium». Es bedarf einer Reflexion, in der hinterfragt wird, was als Kompetenz oder Qualifikation angesehen und anerkannt wird, wer und was als «gebildet» gilt und inwiefern dies in der Schule anhand von Noten in scheinbar objektiven Leistungsbeurteilungen erfasst und in Form von Bildungsabschlüssen honoriert wird.

Das gesamte «Lux like Studium»-Programm ist darauf ausgerichtet, sich gemeinsam mit bildungsbenachteiligten Personen ein kritisches und emanzipatorisches Bildungsverständnis zu erarbeiten. Dabei ist es zentral, der drohenden Entpolitisierung durch Bildungsprogramme entgegenzuwirken, indem Bildungserfolge nicht individualisiert verhandelt und als (Miss-)Erfolg einzelner Personen betrachtet werden und indem vermeintliche Begabungstheorien zurückgewiesen werden, die in erster Linie der Reproduktion kapitalistischer Verwertungslogiken und der Aufrechterhaltung von Klassenunterschieden dienen. Dieses vermeintlichen Widerspruchs – Individuen zu sehen und zu fördern und dabei politische Verhältnisse in den Blick zu nehmen – versucht sich das «Lux like Studium»-Programm anzunehmen.

Ein gutes Beispiel für die pädagogische Praxis des Studienwerks ist die Comic-Ausstellung,

die 2012 entstanden ist: Im Fokus der Comics stehen (Bildungs-)Biografien und Erfahrungen von Menschen, die (strukturelle und institutionelle) Ungleichheiten im Bildungssystem erfahren haben. Darüber hinaus werden die persönlichen Zugänge, die sozialen und kollektiven Bezüge und die sozialen Kämpfe, die zu Veränderungen geführt haben, aufgezeigt. Gemeinsam ist allen Protagonist*innen, dass sie aus Arbeiter*innenhaushalten kommen und oftmals weitere Ungleichheitserfahrungen, wie etwa das Aufwachsen in strukturell benachteiligten Stadtteilen und ländlichen Regionen oder Rassismus-, Antisemitismus-, Antiziganismus- und Sexismuserfahrungen gemacht haben. Die Erfahrungen verdeutlichen den Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und Bildungszugängen. Die Stärke der Comics ist es, dass komplexe Zusammenhänge nicht abstrakt und theoretisch, sondern in einfacher Sprache und begleitet von Bildern dargestellt werden. Durch den biografischen Ansatz werden Bildungsungleichheiten auch auf einer emotionalen Ebene erfahrbar. All das erleichtert den Zugang zum Thema und erlaubt es, mit Schüler*innen und Fachfremden in einen Austausch zu treten. Die Comics sind damit Bildungsmaterialien, die von interessierten Pädagog*innen oder Lehrer*innen genutzt werden können. Gleichzeitig haben sie einen empowernden Charakter, weil sie Erfahrungen und Geschichten von marginalisierten Gruppen sichtbar machen. Sie ermutigen, über eigene Erfahrungen zu sprechen und das Erlebte in einen gesellschaftlichen Zusammenhang zu stellen. Das wiederum ist eine zentrale Voraussetzung dafür, politische Forderungen zu stellen und Handlungsräume zu schaffen.

In den letzten Jahren haben wir sehr gute Erfahrungen mit der Comic-Ausstellung gesammelt. Sie wurde von Studierendenvertretungen an Universitäten, von Schulen, Pädagog*innen und Bildner*innen angefragt und genutzt.

«Trotz all dieser Hindernisse ist es mir gelungen, den Menschen zu zeigen, dass ich nicht schlechter, dümmer oder schwächer bin oder nicht in der Lage, mein Abitur zu bestehen. Ich habe meinen Weg gefunden und werde mich nicht von eingeschränkt denkenden Menschen verletzt oder sogar einschüchtern lassen. Das rate ich auch allen anderen, die ähnliche Probleme haben. Wenn ich die Meinungen und Anfeindungen der Menschen ernst geglaubt hätte, wäre ich vielleicht nie auf diese gute Schule gegangen. Ohne die Unterstützung meiner Mutter, meiner Familie und der Freunde, die mir geholfen haben, hätte ich die Anfeindungen vielleicht doch ernst genommen. Doch jetzt bin ich auf einem guten Weg, mein Abitur zu beenden und Architektur zu studieren, wie ich es schon seit Längerem wollte.»
Rojdar Uçar¹⁰

Als Erstakademiker*in eine akademische Laufbahn einzuschlagen bringt unterschiedliche Herausforderungen mit sich. Oftmals muss sie oder er schon in der Schulzeit mehr leisten als Schüler*innen und Studierende aus akademischen Haushalten. Das erfordert es, sich anzupassen und wahnsinnige Leistungen zu erbringen, etwas, das an der Universität fortgesetzt werden muss, um erfolgreich sein zu können. Auf der gesellschaftlichen und politischen Ebene werden diese Ungleichheiten unsichtbar gemacht,

verschwiegen oder eben hingenommen. Für BIPOC-Studierende und Erstakademiker*innen führen diese Unsichtbarmachung und die damit einhergehende Abwertung ihrer Lebensrealitäten zu Erschöpfung und Burn-out und stellen ein erhöhtes Gesundheitsrisiko dar. Hinzu kommen die Auseinandersetzung mit und das Sich-zurecht-Finden in einer neuen akademischen Welt, in der bestimmte Selbstverständlichkeiten, Ordnungssysteme, Handlungs- und Wertesysteme wirkmächtig sind. Das kann unter anderem zu Entfremdung von der eigenen Familie und Klasse führen und mit Schuldgefühlen einhergehen, während gleichzeitig ein Unbehagen an und sich Fremdfühlen in akademischen Kontexten fortbestehen.

Daher legt das «Lux like Studium»-Programm einen besonderen Wert auf das Sichtbarmachen der Lebensrealitäten und Erfahrungen von Stipendiat*innen mit Marginalisierungs- und Diskriminierungserfahrungen. Den Stipendiat*innen bietet das Programm darüber hinaus Beratungs- und Coaching-Angebote, die darauf ausgerichtet sind, individuelle und kollektive Erfahrungen zu reflektieren und sie in Bezug zu politischen Ungleichheitsverhältnissen zu setzen, um weitere Perspektiven auf die und Handlungsmöglichkeiten gegenüber den erlebten Ungleichheiten zu eröffnen. Gemeinsam können neue subversive Strategien entwickelt werden, um vorherrschende Ordnungen und Normen infrage zu stellen und ins Wanken zu bringen.

¹⁰ Rojdar Uçar, ehemalige «Lux like Studium»-Stipendiätin, in: Uçar, Rojdar: Eine richtige Entscheidung. Perspektiven auf meinen Comic, in: Bitiş/Borst (Hrsg.): Un_mögliche Bildung, S. 28.

Über Klassismus sprechen lernen

Das Sprechen über Klassismus und das Benennen und Aufzeigen klassistischer Diskriminierung in Bildungsorganisationen ist nicht neu und findet dennoch nur langsam Einzug in den öffentlichen und pädagogischen Diskurs in Deutschland. So fehlt zum Beispiel die soziale Herkunft als Diskriminierungsmerkmal im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz (AGG).¹¹

Wenn wir über Klassismus sprechen, sprechen wir über Klassenverhältnisse im materialistischen Sinne, wie bei Marx, und über soziales und kulturelles Kapital, wie bei Bourdieu. Der Begriff Klassismus/*classism* und die darauf bezogenen sozialen Kämpfe gehen vor allem auf die schwarze, lesbisch-feministische Arbeiter*innenbewegung der 1970er-Jahre in den USA zurück. Die ersten Aktivist*innengruppen, die sich dem Thema *class* widmeten, waren das Furies-Kollektiv aus Washington und Ende der 1980er-, Anfang der 1990er-Jahre in Deutschland die Proll-Lesbengruppen. Erst später fand der Begriff auch Eingang in wissenschaftliche Kontexte. bell hooks¹² ist eine der Wissenschaftler*innen, die sich unter anderem auch auf die Furies bezieht.

In Deutschland organisierten sich erstmals vor mehr als 20 Jahren studierende Arbeiter*innenkinder in einer Vollversammlung und gründeten an der Universität Münster ein autonomes Referat. Mittlerweile ist das Bewusstsein für Klassismus gestiegen und es gibt auch mehr Studierendenreferate, die sich mit den Klassenverhältnissen in akade-

mischen Kontexten auseinandersetzen. Auch aus der Ehemaligenstudie geht hervor, dass Stipendiat*innen ein stärkeres Bewusstsein für Klassentheorie und Klassismus entwickelt haben und beides stärker thematisieren: Von den Studienstipendiat*innen mit Diskriminierungserfahrungen im Kontext von Universität und Studium gaben 59 Prozent Sexismus und 48 Prozent Klassismus als Diskriminierungsgrund an.

«Wenn ich auf meinen Bildungsweg zurückblicke, als Arbeiterkind und Angehörige der LGBTIQ+ Community, dann fallen mir zwei Schlagworte insbesondere dazu ein: Freiheit und Mut. Deshalb ist die Aussage «Freiheit beginnt im Kopf» mir eigen geworden, da die Freiheit im Kopf vor allem durch Bildung beginnen kann und es auch Mut benötigt, nicht nur die entscheidenden Schritte zu gehen, sondern bereit zu sein, über unsichtbare soziale Barrieren hinauszutreten.»

Sylvia Denzler¹³

Insgesamt ist seit dem Start des «Lux like Studium»-Programms der Anteil von Erstakademiker*innen an der Förderung stark gewachsen. Während 2010 noch die Hans-Böckler-Stiftung den höchsten Anteil an Erstakademiker*innen unter den Stipendiat*innen hatte, hat die Rosa-Luxemburg-Stiftung diese mittlerweile überholt und liegt inzwischen bei 69 Prozent.

¹¹ Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz, August 2006, unter: www.gesetze-im-internet.de/agg/.

¹² bell hooks: *Where we stand: class matters*, London/New York 2000.

¹³ Sylvia Denzler, ehemalige «Lux like Studium»-Stipendiatin, in: Rosa-Luxemburg-Stiftung (Hrsg.): *i see u 21*, Bildungskalender 2021, Berlin 2021.

Der Schmerz der Anpassung ans System

Nach der Freude über den enormen Anstieg der Erstakademiker*innen unter den von der Rosa-Luxemburg-Stiftung geförderten Stipendiat*innen soll auch ein kritischer Blick auf das «Lux like Studium»-Programm geworfen werden, denn letztendlich werden doch diejenigen ausgewählt, denen eine Anpassung an das System und eine Erfüllung der Bildungsnormen bereits sehr gut gelingt. Mit dem Programm ist es nicht möglich, an den Grundfesten des Bildungssystems zu rütteln oder gar strukturelle Veränderungen herbeizuführen. Die kapitalistischen Verhältnisse, die sich im Bildungssystem widerspiegeln, können dadurch auch nicht aufgehoben oder verändert werden. Es bleibt die Hoffnung, durch kritische Bildungsarbeit und den verstärkten Zugang von Erstakademiker*innen Unterdrückungserfahrungen zu bündeln, sichtbar zu machen und solidarisch miteinander für eine Gesellschaft für alle zu kämpfen.

Die Zitate in diesem Text sind ein Versuch, nicht über Köpfe hinweg zu schreiben, sondern Perspektiven und Menschen sichtbar zu machen und die nüchternen Zeilen mit etwas Leben zu füllen. Es ist ein sehr kleiner Ausschnitt aus den letzten 13 Jahren und es schmerzt mich etwas, diesen Text allein und ohne Stipendiat*innen oder Ehemalige geschrieben zu haben. Mein Dank und meine Bewunderung gelten allen Menschen, mit denen ich im Rahmen des «Lux like Studium»-

Programms gemeinsam lernen und die ich ein kleines Stück ihres Lebensweges begleiten durfte! Einen Teil meiner Dankbarkeit und ihrer Kompetenzen, Perspektiven und Lebenswirklichkeiten habe ich hier in diesem Text versucht sichtbar zu machen. Und nicht zuletzt möchte ich auch meiner langjährigen Kollegin Nina Borst danken. Gemeinsam haben wir das «Lux like Studium»-Programm auf die Beine gestellt und umgesetzt. Alle Gedanken und Analysen sind in enger Zusammenarbeit entstanden und haben sich über die Jahre weiterentwickelt. Wir haben in diesem Zusammenhang viel gelernt, miteinander gerungen, Fehler gemacht und erkannt und Neues ausprobiert. Ich freue mich über neue Möglichkeiten in der Zukunft, gemeinsam für eine Bildung und Gesellschaft für alle zu kämpfen. Die Abschlussworte möchte ich einer ehemaligen Stipendiatin geben:

«I see you. I see me.
I see a world where we all can be free.
Free to love, free to forgive.
Free to be and free to live.
I see girls rising to use their voices.
I see men supporting women's choices.
I see unity. I see peace.
I see access to education with ease.
And even if all these you can't see,
never forget to see you and me.»
T. M.¹⁴

¹⁴ T. M., ehemalige «Lux like Studium»-Stipendiatin, in: Rosa-Luxemburg-Stiftung (Hrsg.): i see u 22, Bildungskalender 2022, Berlin 2022.

Thomas Stange



Ich habe wohl das, was man eine ungerade Bildungsbiografie nennt. In Mathe war ich nie so gut. Ich habe Klassen wiederholt, die Schule gewechselt. Ich habe eine Krankenpflegelehre angefangen und sie nach einem halben Jahr wieder abgebrochen. Ich war auf einer Fachoberschule für Gesundheits- und Sozialwesen und habe sie nach drei Jahren ohne Abschluss verlassen: wieder Mathe. Als sei Mathe der aussagekräftigste Faktor für Intelligenz. In sprachlich-musischen Fächern war ich immer gut. Ich bin im Nachwendeostdeutschland aufgewachsen, mit Eltern, deren Weg von der DDR geprägt worden war. Meine Mutter durfte nicht Medizin studieren, trotz Einser-

Abi. Sie war nicht zur Wahl gegangen. Mein Vater schlug sich mit verschiedenen Jobs durch. Ein typisches Oppositionellenleben. Sie lernten sich bei ihrer Arbeit im Krankenhaus in Dresden-Friedrichstadt kennen. Bei uns zu Hause gab es keinen bürgerlichen Essens-tisch, an dem Freunde inständig sinnierten. Wir stritten uns stattdessen oft ums Essen.

Mein Umfeld war immer politisch. Aber auch in Dresden war die Antifa akademisch. Dieses Umfeld hat mir sicher-

lich vorgegeben, später studieren zu wollen. Und irgendwie war Studieren ein Weg, sich mit Dingen zu befassen, die mich wirklich interessierten. In der Welt und politisch. Nach der Fachoberschule ging ich in die Niederlande. Ich machte ein Freiwilligenjahr in der Gedenkstätte Westerbork, arbeitete mit Holocaust-Überlebenden und anderen Zeitzeug*innen. Ich empfand das als Ehre.

Zurück in Deutschland, mit Anfang 20, versuchte ich es noch ein letztes Mal mit dem Abitur. Da gab's doch noch einen Platz am Berufsgymnasium mit agrarwissenschaftlichem Schwerpunkt. Nach einer Menge Nachhilfe bestand ich Mathe mit fünf Punkten und wurde der Drittbeste des Jahrgangs.

Danach ging es direkt ins Studium: Kultur und Technik an der Technischen Uni in Berlin. Ich bewarb mich für ein Stipendium bei der Stiftung und bekam schon im Auswahlgespräch einen neuen Blick auf die Dinge. Der Vertrauensdozent sagte: «Du kommst aus einem sozial schwachen Umfeld.» Ich hatte mir bis dahin nie solche Gedanken gemacht. Ich kann das Gespräch darum heute noch fühlen.

Das war für mich der Auslöser, um sozialpolitische Fragen zu stellen. Ich engagierte mich in der Stiftung bis ins Masterstudium hinein und tue es bis heute. Sie ist ein Ort, an dem man politische Themen aufs Tapet bringen kann, die uns bewegen.

Thomas Stange ist Historiker und unterstützte jahrelang ehrenamtlich das Studienwerk.

Peter Ullrich

Stay tuned

Geschichte und Zukunft der Ehemaligenarbeit

Schon zu Beginn der Arbeit des Studienwerks war klar, dass das Ende des Stipendiums nicht das Ende der Kooperation sein soll, denn die Stiftung fördert ja ganz bewusst linke, politisch engagierte und gesellschaftskritische Studierende und Doktorand*innen.¹ Dadurch soll nicht zuletzt ein linkes Netzwerk, das sich über alle gesellschaftlichen Bereiche erstreckt, entstehen und gestärkt werden. Und natürlich möchte die Stiftung die Expertise, die Perspektiven, das Wissen und die Ideen ihrer Stipendiat*innen auch für ihre eigene Arbeit und im Rahmen ihres gesamtgesellschaftlichen Wirkens nutzbar machen. Doch so selbstverständlich das zunächst erscheinen mag, so wenig selbstverständlich war es in der Umsetzung.

Schnell wurden für die «Ehemaligenarbeit» erste Formate gefunden, namentlich das Ehemaligentreffen, das bis heute im Zentrum der Aktivitäten für Alumni steht. Bei der jährlichen Zusammenkunft geht es insbesondere darum, das Netzwerk zu spinnen, die Alumni in die Entwicklung der Stiftung einzubinden und gemeinsam zu diskutieren, auf welche Weise das am besten gelingen kann. So wird regelmäßig über die Entwicklungen der Stiftung informiert und auch kritisch diskutiert. Die Ehemaligen haben sich – oft in einer leicht

variieren Fortführung der Stipendiat*innenperspektive, also mit stets machtkritischem Blick auf das Studienwerk – unter anderem dafür starkgemacht, dass die Stiftung Doktorarbeiten mit Druckkostenzuschüssen großzügiger unterstützt oder dass die Auswahl Ausschüsse paritätisch besetzt werden und die dortige Mehrheit der Vertrauensdozent*innen aufgehoben wird. Auch die Sicherstellung von ausreichend Zeit und Ressourcen im Studienwerk für die Ehemaligenarbeit war ein dringliches Anliegen, das letztlich erfolgreich aufgegriffen werden konnte. Das Ehemaligentreffen ist darüber hinaus ein Mitbestimmungsgremium. Hier wählen die Ehemaligen ihre Vertreter*innen für die Ausschüsse, die über die Auswahl der neuen Stipendiat*innen entscheiden. Und natürlich dient das Treffen auch dazu, alte Bekannte zu sehen, Kontakte wiederzubeleben und neue Kooperationen entstehen zu lassen.

Die Ehemaligen sind zudem eingeladen, an den Veranstaltungen des ideellen Förderprogramms teilzunehmen, um mit den aktuellen Stipendiat*innen und anderen relevanten Gruppen wie den Vertrauensdozent*innen in Kontakt zu kommen bzw. zu bleiben, wobei die Teilnahme nur im ersten Jahr nach der Förderung kostenlos ist.

¹ Für wertvolle Hinweise danke ich Moritz Blanke, Hella Hertzfeldt und insbesondere Katrin Schäfgen.

Die organisatorische Form

Die Form, in der die Ehemaligenarbeit organisiert wird, hat sich im Laufe der Zeit gewandelt. Anfangs, zu Beginn der 2000er-Jahre, konnten Ehemalige noch den stiftungsinternen Status «Förderer der Ehemaligen» erlangen. Für einen Jahresbeitrag, der der Ehemaligenarbeit zugutekam, war man «privilegierter» Teil des Netzwerks, vor allem dauerhaft berechtigt zur Teilnahme an Veranstaltungen des Studienwerks und des Stiftungsverbundes mit Kostenübernahme.

Die Frage nach der passenden Organisationsform wurde lange und intensiv diskutiert. Zwar gab es von Beginn an ein starkes Interesse einiger Ehemaliger an einer verbindlichen Struktur, aber auch große Vorbehalte gegen einen Verein, hinter dem ein – nicht gewünschtes – Karrierenetzwerk vermutet wurde. Nach vielen Debatten auf Ehemaligentreffen über das Für und Wider von Vereinsmeierei und nach Beratung durch vergleichbare Initiativen wurde im Oktober 2010 der Ehemaligenverein ROSALumni e. V. gegründet (siehe den Beitrag zu ROSALumni in diesem Band). Seitdem gibt es zwei eng kooperierende, aber formal wie fak-

tisch getrennte Stränge der Alumniarbeit: die unabhängige Organisation im Verein und die Vernetzungsangebote des Studienwerks.

Parallel dazu hat sich die Arbeitsverteilung innerhalb des Studienwerks gewandelt: Anfangs eine Referent*innenaufgabe unter vielen anderen wurde 2008 erstmals eine Stelle geschaffen, die die Ehemaligenarbeit als zentrale Aufgabe explizit ausweist. Moritz Blanke war der erste Referent mit der Zuständigkeit Ehemaligenarbeit, später übernahmen die Aufgaben Jan(ek) Niggemann (in Vertretung), dann Nina Borst und Bengi Bitiş, seit 2019 ist es der Autor dieser Zeilen. Der faktisch einsetzbare Stundenumfang war aber nicht immer der gleiche, immer war die kontinuierliche Belastung mit den Alltagsaufgaben der Betreuung der Stipendiat*innen ein Quell für Begehrlichkeiten hinsichtlich der Arbeitskraft der Ehemaligenreferent*innen. Erst seit 2019 ist die halbe Stelle formal und faktisch wirklich für die Ehemaligenarbeit und (so gut wie) nichts anderes reserviert – was die Chance bot, die Arbeit auf neue Füße zu stellen.

Ziele, Wege, Formate

Im gegenwärtigen Konzept sind bestimmte Zielsetzungen, Leitprinzipien und Wege der Ehemaligenarbeit definiert. Die Arbeit dient drei grundlegenden Zielen: (1) der Förderung *linker, progressiver Personen und Netzwerke*, die sich im Sinne der Ideale der Stiftung und im Sinne einer Mosaiklinken engagieren und Gesellschaft gestalten; (2) der langfristigen Bindung der Ehemaligen an die Stiftung und der Erschließung dieses *Potenzials* für die Arbeit der Stiftung und des Studienwerks und

(3) dem gegenseitigen *sozialen und kulturellen Austausch* und Kontakthalten sowie der gegenseitigen Unterstützung.

Die Ehemaligenarbeit soll aus Sicht des Studienwerks vom Grundsatz des Zugehens und Anbietens getragen sein und trotzdem zugleich eigene Initiativen fördern, weshalb wir – wie auch bei den anderen Statusgruppen – stark auf Selbstorganisation setzen und versuchen, diese zu unterstützen. Dabei lassen wir uns von folgenden Prinzipien leiten:

Unsere Ehemaligenarbeit ist ...

- **partizipativ:** Entwicklungen finden immer im Gespräch mit Ehemaligen, dem Verein ROSALumni usw. statt.
- **statusgruppenübergreifend** orientiert: Wo es möglich ist, vernetzt das Programm immer auch mit anderen Gruppen, sei es vor Ort/in der Region, sei es mit Vertrauensdozent*innen oder mit Stipendiat*innen, mindestens aber mit denen, die sich ebenfalls in der Schlussphase der Förderung befinden. Die Ehemaligenarbeit hat zwar eine klar definierte Zielgruppe; diese ist jedoch kein «Selbstzweck», sondern eher ein Ansatzpunkt für eine breitere Vernetzung.
- **zugehend:** Wir setzen auf attraktive Angebote, nicht auf internalisierte Selbstverpflichtung.
- **aufnehmend:** Wir versuchen, Impulse der Ehemaligen aufzugreifen, zu unterstützen und zu verstärken.
- **hilfreich:** Unsere Angebote sind kein Selbstzweck, sondern müssen allen Seiten etwas bringen und dabei – im Einklang mit unseren allgemeinen Fördergrundsätzen – insbesondere vulnerable, nichtprivilegierte Gruppen unterstützen.
- **differenziert:** Unsere Angebote richten sich an verschiedene Gruppen und unterscheiden sich dementsprechend in ihrer Ansprache und Ausrichtung (Stadt/Land, Inland/Ausland, politisch/akademisch/berufspraktisch u. a.).
- **Veranstaltungen** sind ein Mittel zu diesem Zweck – aber die Grundlage entsteht im Hintergrund durch Netzwerkarbeit, Austausch und Projekte.

Die Prinzipien der Ehemaligenarbeit konkretisieren sich in den unterschiedlichen Angeboten. Ein Newsletter informiert dreimal im Jahr über Wissenswertes, nicht zuletzt über Möglichkeiten, sich in die Stiftung einzubringen, und über Angebote verschiedener Art (Stellen und andere Ausschreibungen, inhaltliche Aktivitäten, Fördermöglichkeiten, Veranstaltungen). Die Treffen als Dreh- und Angelpunkt wurden schon erwähnt. Eine Webseite (www.rosalux.de/alumni) und ein Flyer («Stay tuned») informieren nicht nur über alle möglichen Zugänge zur Stiftung und besondere Leistungen für die Alumni, wie etwa Rabatte für bestimmte Publikationen, sondern weisen auch auf Veröffentlichungen von Ehemaligen und vieles andere mehr hin. Für die Einwerbungen von Referent*innen im Rahmen des Bildungsangebots des Studienwerks gibt es regelmäßig eine Ausschreibung an die Ehemaligen. Inzwischen existieren auch erste Arbeitskreise von Ehemaligen und eine Veranstaltungs- und Filmreihe über deren Lebensläufe («RLS.(Um-)Wege»), die auf große Resonanz stoßen.

Nicht alle diese Dinge lassen sich immer leicht umsetzen, wenn die Arbeitszeit begrenzt ist, die Alumni weit verstreut und ihre Interessen an (An-)Bindung heterogen sind. Eine halbe Vollzeitstelle ist am Ende in einem bürokratisch hoch reglementierten Feld nicht viel Zeit. So steckt die internationale Arbeit und die in den Regionen noch in den Kinderschuhen. Eine stärkere Beteiligung von Ehemaligen und Vertrauensdozent*innen an Regionaltreffen wäre ein erster Schritt. Für reine Ehemaligenaktivitäten fehlt vor Ort oft, das zeigen erste Testballons, die kritische Masse. Ein internationales Ehemaligentreffen ist für die Zukunft zumindest anvisiert. Die gewachsene Vielfalt der Ehemaligen mit sehr unterschiedlichen Interessen und Lebenswelten ist und bleibt eine Herausforderung. Hier kontinuierlich für verschiedene relevante Teilgruppen unterschiedliche Angebote zu machen, übersteigt unsere gegenwärtigen Möglichkeiten. Daher scheint das Gebot der Stunde Variation zu sein: insbesondere im Hinblick auf die Themen und Orte der Angebote.

Kontakte etablieren

Im Kern ist die Ehemaligenarbeit ohnehin Maulwurfsarbeit: Dinge mitzubekommen und dann aufzubereiten, weiterzugeben und zusammenzuführen, um konkrete Kooperationen zu ermöglichen. Zweifelsohne prägen die Ehemaligen die Rosa-Luxemburg-Stiftung auf unterschiedliche Weise. Viele Ehemalige sind sogar Teil der Organisation geworden, als Mitarbeiter*innen in Berlin (allein drei, zwischenzeitlich sogar vier im Studienwerk), in Landesstiftungen und Regionalbüros (darunter drei derzeitige Bereichsleiter*innen), im die Stiftung tragenden Verein und in dessen Vorstand (derzeit mit zwei Ehemaligen, alle Angaben Stand Oktober 2023). Viele konnten außerdem als Vertrauensdozent*innen gewonnen werden. Doch der Zugang zur Stiftung war nicht für alle immer leicht. Bildhaft gesprochen: Auch wenn sich alle einig sind, dass die Stipendiat*innen wichtig für die Stiftung sind, heißt das noch lange nicht, dass immer alle Bürotüren offenstehen und die dahinter sitzenden Mitarbeiter*innen Zeit haben, sich auf den (spontanen) Austausch wirklich einzulassen.

Die Befunde der Ehemaligenstudie sind diesbezüglich entsprechend deutlich: Wenn jemand über einen längeren Zeitraum mit der Stiftung in Kontakt steht (also insbesondere aufgrund einer Doppelförderung – für Studium und Promotion), erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass praktische und dauerhafte Kooperationen entstehen. Die Studie zeigt auch, dass das Stipendium Engagement ermöglicht (weil es von Lohnarbeit entlastet) und teilweise, durch die stimulierende politische Umgebung, auch zu verstärktem Engagement anregt (siehe die Zusammenfassung der Ergebnisse der Ehemaligenstudie von Mathias Kuhnt, Patrick Wöhrle und Sabrina Herbst in

diesem Band). Doch diese Aktivität führt nicht «automatisch» zu einer Involvierung in die Stiftungsarbeit und zu einer Verstetigung des Kontakts in die Stiftung hinein. Nur 20 Prozent der befragten Ehemaligen waren beispielsweise in stipendiatischen Arbeitskreisen aktiv, immerhin 34 Prozent an anderen Stellen im Stiftungskontext, doppelt Geförderte dabei – wie gesagt – deutlich häufiger als nur einmal Geförderte.² Angesichts dessen überrascht es nicht, dass der Kontakt zur Stiftung für einen beachtlichen Teil nach Beendigung des Stipendiums nicht von Dauer ist. Das Interesse an der Stiftung bleibt – zumindest bei zwei Drittel der Ehemaligen – zwar durchaus bestehen, daraus erwächst aber oft keine Praxis. Viele Angebote für Ehemalige sind einem Teil der Befragten nicht einmal bekannt und werden erst recht nicht genutzt.

Hier lassen sich, dazu gibt es konkrete Befunde, Hebel ansetzen. Es gilt, den Wunsch nach *beruflicher* Vernetzung stärker aufzugreifen und entsprechende Formate dafür zu finden. Ein Mentoring-Programm wäre zum Beispiel extrem attraktiv, ist mit den gegebenen Ressourcen aber kaum umzusetzen. Trotzdem gilt es, bei allen Schwierigkeiten, die das mit sich bringt (siehe den Beitrag von Stefanie Ehmsen in diesem Band), die Etablierung regionaler Vernetzungsangebote im Blick zu behalten. Die vorhandenen Angebote müssen in Zukunft deutlich aktiver beworben werden, möglichst schon zu Beginn des Stipendiums. Auch eine Art «Abschlussveranstaltung» für diejenigen, deren Stipendium ausläuft, wäre vor allem deshalb sinnvoll, um sie in der Ehemaligenarbeit zu begrüßen. Eine erste solche festliche Würdigung des Stipendienendes und des Beginns der Alumnizeit findet im Februar 2024 für den aktuellen Jahrgang statt.

² Frohwieser, Dana/Herbst, Sabrina/Kuhnt, Mathias/Wöhrle, Patrick: Wege und Wirkungen. Zweite Ehemaligenstudie zur Studien- und Promotionsförderung der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Berlin 2023, unter: www.rosalux.de/publikation/id/50879, S. 125.

Das Problem der Bindung

Doch es gibt ein tiefer liegendes Problem, dem mit diesen Hebeln allein nicht beizukommen ist, ein Problem der Bindung. Auch viel anekdotische Evidenz spricht dafür, beispielsweise die oft geringe Resonanz auf bestimmte Angebote. Wie Patrick Wöhrle (in diesem Band) argumentiert, liegt das zum Teil in der Natur der Sache: Die von uns Geförderten sind oft sehr aktiv und in vielen Feldern eingebunden, häufig ist da kaum mehr Platz für einen weiteren Ort des Engagements. Außerdem: Ein relevanter Teil unserer «Zielgruppe» sind anti-autoritäre Linke, mit allem, was das impliziert: projektifizierter Engagement-/Politikstil, Betonung von Unabhängigkeit, Abneigung gegenüber dauerhaften Verpflichtungen, noch dazu gegenüber (auch) bürokratischen Organisationen wie der Stiftung. So gesehen ist es nicht verwunderlich, dass andere Förderwerke, namentlich konservativere und religiöse, von einer engeren Bindung zwischen ihrem Studienwerk und der (ehemaligen) Stipendiat*innenschaft berichten.³

Die Rosa-Luxemburg-Stiftung steht hier vor Entscheidungen: Wollen wir uns mit diesem ambivalenten Befund zufriedengeben, vielleicht nur ein wenig nachjustieren? Oder wollen wir mehr erreichen? Mehr Verbindlichkeit,

mehr Kontakt, mehr Potenzialausschöpfung? Das würde den Stiftungsinteressen durchaus entsprechen, aber auch einiges an Einsatz und Investitionen aufseiten der Stiftung verlangen: Das hieße zum einen, dass klare Regeln festzulegen und ebenso klar zu kommunizieren wären, insbesondere im Hinblick auf die Erwartungen der Stiftung an ihre Stipendiat*innen und ihre Anforderungen an die Mitarbeit und Einbringung der Geförderten. Zugleich würde dies bedeuten, dass die engere Kooperation auch studienwerksseitig sichergestellt und mit Leben gefüllt werden müsste, obwohl gegenwärtig Freiräume für individuelle Betreuung und inhaltliche Arbeit eher kleiner als größer werden. Zum Zweiten wäre die Auswahl noch stärker daran zu orientieren, wie wahrscheinlich und glaubhaft künftige enge Zusammenarbeit und Bindung und damit auch langfristiges gesellschaftliches Wirken der Stipendiat*innen im Sinne der Rosa-Luxemburg-Stiftung wären. Naturgemäß gibt es hier viele Unwägbarkeiten.

Diese grundlegende Strategiefolge, welcher Weg hier genau beschritten werden soll, muss, wie es im Studienwerk üblich ist, nicht zuletzt mit aktuellen und ehemaligen Stipendiat*innen debattiert werden.

³ Dazu einige kursorische Befunde, die die im persönlichen Gespräch berichteten Eindrücke der Kolleg*innen aus den anderen Werken etwas untermauern: Die Konrad-Adenauer-Stiftung hatte schon 2005 allein 52 aktive Regionalgruppen, bei allerdings um Jahrzehnte längerer Existenz und damals fast 10.000 «Altstipendiaten». Insgesamt begreift man sich als «Familie». Vgl. Heimbach, Ralf: Ein lebendiger Teil der Familie. Altstipendiatinnen und Altstipendiaten, in: Rüter, Günther/Steppacher, Burkard/Konrad-Adenauer-Stiftung (Hrsg.): Talente entdecken – Talente fördern: 40 Jahre Begabtenförderung, Sankt Augustin 2005, S. 137. Andere Stiftungen haben Ähnliches, so die regionalen Netzwerke der Hans-Böckler-Stiftung, bei der übrigens viele Ehemalige in Form von Spenden auch «zurückfördern». Bei den Altvilligster*innen (dem evangelischen Studienwerk) werben fast die Hälfte aktiv für das Studienwerk, ebenso war fast die Hälfte aktiv in Auswahlverfahren beteiligt. 37 Prozent der Ehemaligen spenden für das ideelle Förderprogramm. Vgl. Evangelisches Studienwerk: Villigster Wege: Verbleibstudie 1948–2016, Schwerte 2017, S. 93.



Nein, so ganz abgeschlossen habe ich mit dieser Sache eigentlich noch immer nicht. Von 2011 bis 2014 war ich Promotionsstipendiat der Stiftung und am Ende dieser drei Jahre hatte ich einen Großteil der Arbeit an meiner Dissertation fertig. Mehr als 400 Textseiten! Eigentlich, so sagte mein Doktorvater, sei nur noch wenig zu machen.

kam der zweite Roman. Und nun arbeite ich am dritten. Eigentlich.

Denn insgeheim träume ich noch immer von dieser Diss. Meine empirischen Forschungsergebnisse sind ziemlich gut gealtert, wie ich festgestellt habe. Es geht um den Sozialstaatsdiskurs zu Beginn der 2010er-Jahre in den klassischen Massenmedien und um Online-Kommentare von Leser*innen unter den Artikeln.

In weiten Teilen wirkt der dort sichtbare Klassenhass und

Christian Baron ist Journalist und Schriftsteller.

Christian Baron

Ja, eigentlich ...

Doch dann überschlugen sich die Ereignisse. Ich bekam einen Volontariatsplatz bei der Tageszeitung *neues deutschland* in Berlin – nachdem ich meinen Traum vom Journalismus eigentlich schon aufgegeben hatte. Im Arbeitsvertrag standen 40 Stunden pro Woche, doch in diesem Beruf kommt man damit nicht hin. Erst recht nicht bei einer kleinen Tageszeitung mit maximaler Arbeitsverdichtung. Also blieb die Diss liegen, ohne dass ich sie vollenden wollte oder konnte. Nach meinem Wechsel zur Wochenzeitung *der Freitag* reduzierte ich meine Arbeitszeit. Denn nebenher wollte ich die Promotion zu Ende bringen.

Eigentlich.

2019 veröffentlichte ich einen Artikel unter der Überschrift «Ein Mann seiner Klasse», woraus ein Roman gleichen Titels wurde. Im ersten Pandemiejahr brauchte ich dringend Geld, also gab ich eine literarische Anthologie heraus. Dann

Rassismus unmittelbar vor dem Durchbruch von Social Media wie ein Blick auf einen unter massivem Druck stehenden Kochtopf, kurz bevor der Deckel fortfliegt. Falls ich den aktuellen Forschungsstand einarbeiten und einen zeitdiagnostischen Kontext herleiten kann, dann sollte das zu schaffen sein.

Eigentlich.

Doch selbst wenn dieser Text nie die Schublade verlassen sollte, werden die drei Jahre als Stipendiat der Rosa-Luxemburg-Stiftung für mich wegweisend bleiben. In dieser Zeit habe ich mehr gelernt als in den fünf Studienjahren zuvor. Ich kann nun selbstständig arbeiten, Deadlines einhalten, mich disziplinieren; ich kann zwischen Kritik an meiner Arbeit und Kritik an meiner Person unterscheiden, über lange Strecken an einer Fragestellung dranbleiben, Prioritäten erkennen; ja, und ich kann Dinge zu Ende bringen, nachdem ich sie begonnen habe. Eigentlich.

Simon Herchenbach und Mirjam Sachse für den Vorstand von ROSALumni e. V.

Nach dem Stipendium ist nicht vor dem Stipendium

Vom Wachsen einer solidarischen Gemeinschaft

Braucht eine linke Stiftung einen Alumni-Verein? Wenn er auf dem Boden linker Ideale steht und prinzipiell anders ist als all die verpönten Seilschaften und Altherrenclubs – warum nicht?! Eine Ehemaligenorganisation schaffen, die als Bindeglied zwischen ehemaligen Stipendiat*innen und Studienwerk fun-

giert, die Vernetzung unterstützt und politische Bildung betreibt, die berufliche Chancen aufzeigen kann, gleichzeitig aber auch den sozialen Austausch, das Kontakthalten und das gemeinsame Feiern nicht zu kurz kommen lässt: Das wäre was!

Wie alles begann

Nachdem über Notwendigkeit und Form der Ehemaligenselbstorganisation kontrovers diskutiert worden war, entwickelte schließlich eine Arbeitsgruppe Satzung und Finanzordnung des zukünftigen Vereins. Am 3. Oktober 2010 – dem Jahrestag des vermeintlichen Kulminationspunktes deutsch-deutscher Geschichte – fand in Berlin die feierliche Gründungsversammlung statt und dem Kind wurde

der Name «ROSAalumni – Ehemalige StipendiatInnen der Rosa-Luxemburg-Stiftung e. V.» gegeben. Die Vernetzung innerhalb der stetig wachsenden Gruppe von ehemaligen Stipendiat*innen der Rosa-Luxemburg-Stiftung (zu jenem Zeitpunkt hatte die Stiftung etwas weniger als 1.000 ehemalige Stipendiat*innen) sollte durch diese selbst gestaltet, ein Verein mit Engagement und Leben gefüllt werden.

Wie es gerade läuft

Das Vernetzungsbedürfnis bei den lose über die Bundesrepublik und darüber hinaus verstreuten Ehemaligen war und ist unterschiedlich intensiv. Die Form eines selbstverwalteten Vereins bietet verschiedene flexible Möglichkeiten, diese Bedürfnisse zu formulieren und ihnen zugleich zu entsprechen. Sie birgt aber auch die Gefahr der Verkrus-

tung durch bürokratische Zwänge und der Überforderung der meist kleinen Gruppe im Vorstand engagierter Mitglieder. Ehemalige Stipendiat*innen sind meist – wie die aktiven – bereits in politischen Netzwerken engagiert. Da ist ein weiterer Verein, in dem alles ehrenamtlich am Laufen gehalten werden muss, oft einer zu viel. Vernetzung und poli-

tische Bildung leben von Teilnahme und Teilhabe. Auch das Vereinsleben von ROSALumni hängt davon ab, dass sich möglichst viele Mitglieder aktiv einbringen und nicht «nur» als passive Beitragszahler*innen verstehen. Nicht Pflichtgefühl, sondern das Interesse an den verschiedenen Facetten linkspolitischer Vernetzung ist entscheidend – ob als beruflicher Austausch oder als Pflege entstandener Freundschaften. Bemerkenswert ist, dass diejenigen, die sich einmal für ein Vorstandsamt haben wählen lassen, meist auch nach ihrer Amtszeit im Verein aktiv bleiben und Ideen einbringen – Ideen, die vom Kneipenabend bis zur wissenschaftlichen Tagung oder vom Besuch der Kunstaustellung «documenta» in Kassel (2017 und 2022) bis zur Wanderung auf den Spuren der Roten Bergrsteiger in der Sächsischen Schweiz (2023) reichen.

ROSALumni e. V. kann unabhängig von den durch das Förderrecht stark reglementierten Mitteln der Rosa-Luxemburg-Stiftung eigene Veranstaltungskonzepte entwickeln und durchführen. Besondere Bedeutung für das Selbstverständnis der Vereinsmitglieder hat jedoch der Solidaritätsfonds – liebevoll «Solifonds» genannt –, aus dem alle Vereinsmitglieder, aber auch alle aktuellen und ehemali-

gen Stipendiat*innen ein zinsloses Darlehen erhalten können. Das Soli-Darlehen in Höhe von bis zu 1.000 Euro soll helfen, etwa eine unerwartet hohe Rechnung begleichen zu können. Der bürokratische Aufwand ist gering, die Rückzahlungsbedingungen individuell vereinbar und das Ganze somit ein Ausdruck praktischer linker Solidarität, die auch angenommen wird.

Das Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung bzw. der oder die Referent*in für Ehemaligenarbeit organisiert gemeinsam mit einigen Ehemaligen das jährliche Ehemaligentreffen. Darüber und über einen Newsletter werden alle Ehemaligen über die Entwicklungen innerhalb der Stiftung auf dem Laufenden gehalten – wenn sie dies wollen. Das Programm des Ehemaligentreffens sieht auch stets Wahlen von Ausschussmitgliedern der Rosa-Luxemburg-Stiftung vor, die aus der gesamten Statusgruppe der Ehemaligen erfolgt – nicht nur aus der Gruppe der ROSALumni-Mitglieder. ROSALumni e. V. nimmt zudem das Treffen zum Anlass, die eigene jährliche Mitgliederversammlung abzuhalten. Es sind alle Ehemaligen eingeladen, an der Versammlung und den Diskussionen teilzunehmen, stimmberechtigt sind aber nur die Mitglieder (Stand 1.5.2023: 182).

Wie es weitergehen soll

Die Ehemaligenstudie belegt, dass die Existenz von ROSALumni e. V. von der Mehrheit der Ehemaligen bisher gar nicht wahrgenommen wurde. Uns hat das Ergebnis überrascht, dachten wir doch, dass wir mit unserer Präsenz auf den verschiedenen Veranstaltungen des Studienwerks und mit unserem Werbematerial für genügend Aufmerksamkeit sorgen. Wir mussten feststellen, dass wir durch unsere Kurzvorstellungen nicht unbedingt im Gedächtnis der Ehemaligen bleiben, ebenso wenig durch das Versenden unseres Flyers zum Stipendiumsende. Die Intensivierung der Ehemaligenarbeit des Studienwerks durch die Schaffung einer eigenen Referent*innenstelle vor ein paar Jahren lässt uns jedoch zuversichtlich in die Zukunft blicken. Nicht zuletzt schafft die enge Kooperation mit dem bzw. der Stiftungsreferent*in und ROSALumni e. V. konstruktive Synergien und hat das Potenzial, die ehemaligen Stipendiat*innen deutlich besser zu erreichen und bedarfsgerechte Angebote zu schaffen.

Um von aktuellen wie ehemaligen Stipendiat*innen besser wahrgenommen *und* schließlich auch kontaktiert zu werden, sollte der Verein Veranstaltungen häufiger und konzertierter als bisher anbieten – die Öffnung der Veranstaltungen für alle Ehemaligen hat sich auch hier als sehr wertvoll erwiesen. Wir merken, dass gerade politische Veranstaltungen mit Freizeitcharakter auf reges Interesse stoßen und der Wunsch nach Vernetzung und interessantem Rahmenprogramm bei den Ehemaligen groß zu sein scheint. Einige Mitglieder von ROSALumni e. V. entwickeln deshalb gerade Kompetenzen und neue Konzepte für verschiedene Bildungsangebote, die eventuell in Form eines wiederkehrenden Programms großes Potenzial haben, den Verein selbst bekannter zu machen und das Netzwerk der Ehemaligen enger zu knüpfen. Wie die Stiftung bindet so auch ROSALumni e. V. für Veranstaltungen Referent*innen aus dem Kreis der Ehemaligen ein – dies kann von beiden Seiten noch intensiviert werden.



Viele Menschen erzählen ihr Leben so, als seien ihnen die Dinge einfach passiert. Auch wenn vieles nicht absehbar war, habe ich das Gefühl, immer eine Entscheidung getroffen zu haben.

palästinensischen Positionierungen» habe ich mich auf Glatteis gewagt. Ich war ständig dazu aufgefordert, mich zu positionieren. Eine Doktor-mutter war in der Antisemitismusforschung, die andere forschte zu Rassismus. Diese Felder waren kaum vereinbar, wie sollte ich es also hinbekommen? Es gab einfach keine Fußstapfen, in die ich hätte treten können.

Filiz Dağcı ist Projektleiterin bei «Hydra – Treffpunkt und Beratungsstelle zu Sexarbeit und Prostitution».

Filiz Dağcı

Nach dem Studium habe ich angefangen, an einer sogenannten Brennpunktschule als Sozialarbeiterin zu arbeiten. Erst da habe ich verstanden, wie sehr unsere Gesellschaft gespalten ist. Manche Schulen funktionieren ganz anders, und die Erfahrungen der Schüler*innen sind ganz andere als auf dem Gymnasium, das ich besucht habe. An dieser Schule gab es oft grenzwertige Situationen, die mit den Strukturen vor Ort weder verhindert noch gut aufgefangen werden konnten.

Deshalb wollte ich irgendwann zurück an den Computer. Ich wollte mich weiter mit Jugendlichen beschäftigen und dazu auch mit dem Problem Antisemitismus. Ich wollte wissenschaftlich betrachten, was wirklich dahintersteht. Mit dem Promotionsthema «Antisemitismus bei jugendlichen PoC mit

Wir Arbeiter*innenkinder denken immer, wir müssten dankbar sein und den Weg durchziehen, den wir eingeschlagen haben. Und ich bin nicht nur Arbeiter*innenkind, mein Vater hat eine Fluchtgeschichte aus der Türkei hinter sich. Gerade bei der Promotion brechen so viele der Arbeiter*innen- und Migra-Kinder weg. Ich dachte, ich schlag alle Statistiken. Ich wollte eine bessere Zahl sein.

Nach einem Jahr habe ich die Promotion abgebrochen und die Förderung an den Nagel gehängt. Das ist schon fast Blasphemie in einem Wissenschaftsbetrieb, in dem alle ums Geld ringen. Man kann denken, es sei undankbar, aber ich habe gemerkt: Ich mache das nicht für andere. Und ich gehe jetzt. Dieses Selbstbewusstsein haben mir fünf Jahre Studienförderung gegeben.

Börries Nehe und Jan-David Echterhoff

Den Autoritarismus vom Süden aus betrachten

Überlegungen zu Arbeit und Erfolgen der International Research Group on Authoritarianism and Counter-Strategies

In vielen Teilen der Welt beobachten wir eine zunehmend autoritäre und gewaltsame Durchsetzung von neoliberaler Ausbeutung und Herrschaft, gleichzeitig haben nationalistische, rassistische, antifeministische und antiaufklärerische Ideologien und Bewegungen Hochkonjunktur. Kritische Forschende zählen oft zu den Ersten, die von den Repressionen betroffen sind. Angesichts dessen haben das Zentrum für internationalen Dialog und das Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung 2019 die International Research Group on Authoritarianism and Counter-Strategies (IRGAC) ins Leben gerufen.

Damit wollen wir kritische und aktivistische Perspektiven insbesondere aus Ländern des Globalen Südens auf die weltweiten autoritären Transformationen vernetzen. Mit diesem

Ziel haben wir bislang an über 30 Postdoc-Wissenschaftler*innen Stipendien mit Laufzeiten zwischen anderthalb und drei Jahren vergeben. Die meisten der Fellows forschen und lehren an Universitäten in Ländern des Südens und absolvieren im Laufe ihrer Förderung ein Forschungssemester an einer Universität in Deutschland. Mit dem Fokus auf Förderung vor Ort in Verbindung mit Gastaufenthalten hoffen wir, kritische linke Wissenschaft und Aktivismus im Süden zu fördern (anstatt dem globalen *brain drain* in die Hände zu spielen), diese gleichzeitig aber auch in hiesige Diskurse stärker einzubringen.¹ Wir denken, dass wir in Europa sehr viel von den Diskussionen über Autoritarismus und emanzipatorische Gegenstrategien in anderen Teilen der Welt lernen können.

Gibt es einen globalen Autoritarismus?

Die derzeit über 20 *scholar-activists*, die Teil des Kollegs sind,² bringen in ihrer Arbeit die Forschung zu lokalen oder nationalen Entwicklungen zusammen mit Fragen nach den

globalen Dimensionen des neuen Autoritarismus. Das schließt die Diskussion der Vielfachkrise des Kapitalismus ebenso ein wie Fragen nach autoritärem Neoliberalismus, Koloniali-

1 Aufgrund des spürbar wachsenden Repressionsdrucks und (oft politisch motivierter) universitärer Unterfinanzierung ist es allerdings unseren Fellows zunehmend nicht mehr möglich, in den Ländern zu arbeiten, in denen sie ihre akademische Laufbahn begonnen haben. Viele Kolleg*innen – aus Myanmar, Iran, Türkei usw. – wurden entlassen, mussten fliehen und können auch für Forschungsaufenthalte oder Familienbesuche nicht zurückkehren. Aus diesem Grund fördern wir immer öfter auch Postdoc-Fellows aus dem Globalen Süden an deutschen Universitäten.

2 Sie kommen aus und arbeiten zu: Argentinien, Bosnien, Brasilien, China, Iran, Indien, Kuba, Libanon, Mexiko, Mosambik, Myanmar, Palästina, Philippinen, Russland, Südafrika, Türkei und Simbabwe.

tät oder die Erforschung der weltweiten Netzwerke der reaktionären Rechten. Wir denken «Autoritarismus» dabei nicht, wie im medialen und akademischen Mainstream üblich, in Opposition zur «(neo-)liberalen Demokratie», sondern fragen sowohl nach Kontinuitäten und Parallelen als auch nach Transformationen und Differenzen – zeitlich und räumlich.

Insbesondere vom Globalen Süden aus betrachtet zeigt sich dann schnell, dass auch vorherige Phasen – inklusive die des «progressiven Neoliberalismus»³ – durchaus autoritär durchsetzt waren; und zudem, dass wir es zwar mit einem weltweiten Phänomen (dem «globalen Autoritarismus») zu tun haben, sich dieses bei näherer Betrachtung jedoch als äußerst heterogen und fragmentiert erweist. Können oder sollten diese *Autoritarismen* überhaupt zusammengedacht werden – und wenn ja, wie? Wo liegen die Verbindungen und Parallelen zwischen den verschiedenen Prozessen? Unterscheidet sich die gegenwärtige Phase überhaupt nennenswert von ande-

ren, vorangegangenen Phasen autoritärer kapitalistischer Herrschaft?

In diesem Sinn steht für uns das Konzept des Autoritarismus nicht in Konkurrenz zu anderen, mitunter spezifischeren Deutungen – seien es Faschismus oder Bonapartismus, autoritärer Populismus oder autoritärer Neoliberalismus. Es erlaubt uns vielmehr, einen konzeptuellen Bogen zu schlagen zwischen den vielen konkreten und notwendigerweise spezifischen Ausdrucksformen eines globalen Trends hin zu einem zunehmend gewaltsamen Regime der Kapitalakkumulation in Verbindung mit Prozessen der Entdemokratisierung. Aus diesen Überlegungen folgt für uns auch, dass wir *counter-strategies* nicht als Wiederherstellung des bürgerlichen *status quo ante* verstehen. Wir nehmen die Inhärenz des Autoritären in der kapitalistischen Gesellschaft ernst und meinen deshalb, dass konsequenter Antiautoritarismus die Überwindung dieser Gesellschaftsform zum Ziel haben muss.

Die Welt vom Süden aus betrachten

Unsere geografisch, epistemisch und politisch situierte Position und die daraus resultierende Forschungsagenda umschreiben wir als *Global Perspectives from the South*. Das ist eine schöne Metapher, hinter der sich aber gleich mehrere Fallstricke verbergen. So kann man zu Recht fragen, von welchen Orten aus und mit welcher Art Wissen Feststellungen über «die Welt» getroffen werden. Historisch ist das vornehmlich in den Zentren und ihren kolonialen Diskursen und Institutionen (wie beispielsweise den Universitäten) passiert. Fraglich ist auch, ob das «Globale» überhaupt eine Existenz jenseits der kapitalistischen Expan-

sionslogik und ihrer Ideologien hat. Gibt es eine Globalität von unten?⁴ Und welche Werkzeuge und Begriffe haben wir eigentlich, um dieses «Globale» zu fassen?

Für uns bedeutet das Globale – eine «globale Perspektive» – zunächst einen arbeitsintensiven Prozess des Zuhörens, Lernens und Diskutierens, nichts, was man hat oder «einnimmt», sondern etwas, das Schritt für Schritt kollektiv konstruiert wird. Das ist insbesondere so, weil wir global *vom Süden aus* denken wollen. Dabei ist dieser Süden erst einmal kein spezifischer geografischer Raum, sondern eine epistemologische Position, die den *Süden* als Me-

3 Fraser, Nancy: The End of Progressive Neoliberalism, in: Dissent Magazine, 2.1.2017, unter: www.dissentmagazine.org/online_articles/progressive-neoliberalism-reactionary-populism-nancy-fraser.

4 Vgl. dazu Ferdinand, Malcom: Decolonial Ecology. Thinking from the Caribbean World, Cambridge 2022. Ferdinand beantwortet diese Frage mit einem klaren Nein und hält der kapitalistischen *globalization* eine *worldization* entgegen.

tapher für das systematische Leiden, das die kapitalistische und koloniale Weltordnung hervorbringt, begreift, und dabei auch die in Wissen und Wissenschaft eingeschriebene koloniale Gewalt (des «Nordens») mitdenkt. «Vom Süden aus» zu denken und zu handeln umfasst für uns auch eine klare politische Positionierung gegen diese Zustände und ein aktives Wirken an ihrer Veränderung.

Gleichzeitig verweist dieser *Süden* im Untertitel des IRGAC aber auch auf eine sehr konkrete räumliche Ordnung und damit zugleich auf einen unserer Arbeit inhärenten Widerspruch. Die Gelder, mit denen die Arbeit des internationalen Forschungskollegs finanziert wird, stammen aus dem Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) und werden zur Projektdurchführung an die Rosa-Luxemburg-Stiftung weitergeleitet. Diese ist bei ihrer Arbeit an die Richtlinien des Ministeriums gebunden. Das bedeutet unter anderem, dass ausgegebenes

Geld seine Wirkung in den Ländern entfalten muss, die auf der OECD-Liste⁵ für «official development assistance» (ODA) stehen, und von dort kommen dann folglich auch unsere Fellows. Diese ODA-Liste stimmt grob mit der Kategorie des Globalen Südens plus des postsozialistischen Raums überein.

Und das ist nicht der einzige Widerspruch: Noch grundsätzlicher können wir uns fragen, inwiefern denn Wissen und Wissenschaft «aus dem Süden» und «vom Süden aus» produziert werden können, wenn letztlich alle zentralen Entscheidungen – vom Verfassen der Ausschreibung über die Auswahl der Stipendiat*innen bis zur Frage, welche Initiativen gefördert werden – in einer Stiftung in Deutschland getroffen werden.

Und *last but not least*, könnte das akademische Wissensregime denn überhaupt Wissen «aus dem Süden» aufnehmen, wenn wir damit reell subalternes, nichthegeemoniales, *anderes* Wissen und eine *andere* Wissenschaft meinen?

Internationalism in practice

Bis wir die Verhältnisse – also auch diese eklatante globale Ungleichheit, die die materielle Grundlage für die «Entwicklungshilfe» und somit eben auch für unsere Arbeit bilden – nicht grundlegend geändert haben, sind diese Widersprüche nicht lösbar. Es geht uns darum, sie nicht nur zu verstehen und zu benennen, sondern auch einen praktischen Umgang mit ihnen zu finden, der unserem Anspruch Rechnung trägt, ihre Auswirkungen auf unser Tun zu mindern und einen Beitrag zu ihrer Überwindung zu leisten. Das kann nur funktionieren, indem wir unsere Arbeit und Entscheidungsprozesse so dezentral und horizontal wie möglich gestalten. Was theoretisch ak-

zeptabel klingt, ist in der Praxis – zumal inmitten einer weltweiten pandemischen Lage – nur mit vielen Grenzen, Kompromissen und Aushandlungsprozessen zu verwirklichen. Mit welchen Kriterien evaluiert man Forschungsprojekte, will man nicht die epistemische Kolonialität in der Wissenschaft reproduzieren? Wie dezentralisiert man einen Auswahlprozess?⁶

Die Herausforderungen ergeben sich im Übrigen auch in der Praxis der Theorie(-bildung). Wir sind uns einig darin, dass die internationale Arbeitsteilung in der Wissensproduktion, der zufolge der Norden die Theorie produziert und der Süden Fallbeispiele liefert, überwun-

5 OECD steht für Organisation for Economic Co-operation and Development, dt.: Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung.

6 Wir haben bei diesen Überlegungen auf das Wissen um diese Fragen im Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung zurückgegriffen, wo über Jahre hinweg eine Praxis erarbeitet wurde, die Evaluations- und Auswahlprozesse systematisch demokratischer, offener und horizontaler zu gestalten versucht.

den werden muss. Aber kann es eine dezentrale Theorieproduktion geben? In einem Gespräch mit einigen IRGAC-Fellows in Berlin zur Vorbereitung auf diesen Text meinte IRGAC-Mitglied Gustavo Robles dazu:

«In a certain way IRGAC is successful in decentralizing knowledge production, though not 100 %. We come *here* to meet and discuss our work in a very international, cosmopolitan context, but it's still centralized in Berlin. And so it's very important to broaden the possibilities of a dialogue *in* the South, *between* the South, not mediated through Germany. In this sense, a global perspective is not about the addition of different perspectives, but a dialogue. To encourage the people systematically to catch the perspective of the other. It's about trying to build up an

infrastructure, a platform for that kind of dialogue to happen.»

Ülker Sözen umschreibt unsere Arbeit als «internationalism in practice», und wahrscheinlich ist diese Formulierung mit ihrem Verweis auf erst mühsam zu überwindende Grenzen ehrlicher als die der «globalen Perspektive», um unser Herantasten zu benennen:

«It's kind of going against the grain. Because there's established structures, a whole infrastructure centred around Germany. We're trying to deconstruct this and build something new, to create possibilities for a South-South dialogue. And that takes time! It's work in progress. But all our interactions and the field of possibilities that opened up gave me the idea that we can do this, that building new connections is possible.»

Ist eine andere Wissenschaft möglich?

Doch auch wenn es punktuell gelingt, Kerben in die Selbstbezogenheit der europäischen und nordamerikanischen Wissenschaft zu schlagen: Besteht nicht die eigentliche Herausforderung darin, nicht nur neue Stimmen in den ansonsten ungestört weiterlaufenden akademischen Betrieb hineinzutragen, sondern ganz andere *connections* und *interactions*, andere Dialoge und eine andere Art des Miteinander-Arbeitens zu etablieren? Ist das eigentliche Elend der Wissenschaftler*innen und der Sozial- und Kulturwissenschaftler nicht, dass sie sich in einer absurden Spirale von Leistungs- und Verwertungsdruck, Prekarisierung von Arbeitsbedingungen, sich verschärfenden Konkurrenzverhältnissen und Überausbeutung immer stärker um sich selbst drehen und dabei kaum mehr in der Lage sind,

aus ihrem Monolog auszubrechen und zu einer emanzipatorischen Transformation der Gesellschaft beizutragen? Dieses Leiden in und an der neoliberalen Universität ist eine global geteilte Erfahrung von Wissenschaftler*innen. Auch wenn es sich in verschiedenen Regionen unterschiedlich darstellt, sind Akademiker*innen doch zugleich eng verknüpft über ihre (oft gezwungenermaßen) nomadischen oder migrantischen Werdegänge, die sie von Zeitvertrag zu Zeitvertrag durch die Länder führen.⁷ Angesichts des – zunehmend autoritären – neoliberalen Umbaus der Universitätslandschaften und der sich weltweit verschlechternden Produktionsbedingungen für kritische Wissenschaft sowie der prekären Arbeitsbedingungen für Wissenschaftler*innen geht es also um die Frage, was linke Wissenschaft ist

7 Vgl. dazu die Diskussion «Infringement of Academic Freedom and Counter-strategies» auf der Konferenz «Contesting Authoritarianism», unter: <https://irgac.org/articles/infringement-of-academic-freedoms-and-counter-strategies-caps-22/>.

oder sein kann. Eine Antwort darauf suchen wir zum einen in den Verknüpfungen zwischen intellektueller Arbeit und linker politischer Praxis: Wie können diese gedacht und vor allem konkret gestaltet werden? Zum anderen reflektieren wir die Bedingungen, unter denen wir (zusammen) arbeiten (wollen). Denn es geht, wie Michael Hirsch schreibt, «bei emanzipatorischer intellektueller Arbeit nicht nur um den Kampf um Inhalte und Ideen, sondern auch um ihre Formbestimmtheit». Deshalb plädiert er

«für eine spezifische Verbindung fortschrittlicher Ideen mit der Reflexion der Arbeits- und Lebenspraxis der Intellektuellen selbst. Andernfalls bleiben emanzipatorische Ideen und Bestrebungen weiterhin eher ohnmächtig – und bleibt das massenhafte alltägliche Leiden an den entfremdeten Daseinsbedingungen in der Lohnarbeitsgesellschaft weiterhin eher stumm und formlos.»⁸

Akademiker*innen waren in den letzten Jahren gut darin, für die Freiheit von Denken und Wissenschaft einzutreten, aber oft weniger gut darin, für ihre Rechte als Arbeitende zu kämpfen (oder sich überhaupt als solche wahrzunehmen). In diesem Sinn erfordert linke Wissenschaft Klassenbewusstsein und konkrete Praxis hin zu einer Veränderung der eigenen Arbeits- und Produktionsbedingungen. Dass diese Praxis heute nur in Verbindung mit anderen sozialen Kämpfen gedacht werden kann, ist schon deshalb so, weil ein Charaktermerkmal des aktuellen autoritär-reaktionären Drucks auf die Wissenschaft und die Gesellschaft im Allgemeinen seine spezifisch neoliberale Form ist. Das heißt, die Attacken auf zivile Rechte – wie die Wissenschaftsfreiheit – und die Attacken auf soziale Rechte sowie die Intensivierung von Ausbeutung und Prekarisierung sind aufs Engste miteinander verwoben (eine Tatsache, die wir mit dem Begriff des autoritären Neoliberalismus umschreiben).⁹

Militanz und Wissenschaft

Es geht also nicht (mehr) nur darum, sich solidarisch mit anderen Kämpfen zu zeigen, sondern zu verstehen, dass diese Kämpfe auch unsere Kämpfe sind – und folglich darum, unsere intellektuelle und politische Praxis auch tatsächlich organisch zu verbinden. Aber das ist nicht frei von Widersprüchen: Wie gehen wir beispielsweise mit dem Spannungsverhältnis zwischen akademischer und politischer Stringenz um oder zwischen Komplexität (der sozialen Welt sowie unserer Erkenntnisse) und ihrer oft gebotenen Reduktion (um diese zu kommunizieren)? Welches

Wissen sollte an wen weitergegeben werden und welches lieber nicht? An welchen Kriterien messen wir den *impact* unserer Arbeit? Die Rosa-Luxemburg-Stiftung ist nicht der schlechteste Ort, um diese Fragen aufzuwerfen und mögliche Antworten zu skizzieren – eben weil wir nicht direkt den Evaluationskriterien wissenschaftlicher Einrichtungen unterworfen sind. Im Gespräch unterstrichen unsere Genoss*innen, dass diese Befähigung, uns kollektiv ein «Wertesystem» außerhalb des «regulären» Wissenschaftsbetriebs zu geben, eine der Besonderheiten des IRGAC ist:

⁸ Hirsch, Michael: Repressive Sozialmoral und unbetrauerbares Leiden. Zur Aktualisierung neomarxistischer Arbeitsutopien, in: Jahrbuch für marxistische Gesellschaftstheorie, Bd. 1, Wien o. J., S. 57.

⁹ Vgl. dazu Robles, Gustavo/Nehe, BÖrries: Die koloniale Materialität des Staates. Den autoritären Neoliberalismus vom Süden aus denken, in: Oppelt, Martin/Pauls, Christina/Weber, Nicki K. (Hrsg.): Postkoloniale Staatsverständnisse, Baden-Baden 2022, S. 195–216.

«In a normal institutionalized academic circle, there's a market: what makes your work valuable is that you publish in good journals or you receive certain grants. But IRGAC is a different thing, you can be more autonomous. And you can be freer, in terms of establishing connections between fields, outside the academia and also to our academias back in our countries [...]. If you do an event with trade unions, [universities] don't care. But here we have an environment to make it valuable, so that people have the initiative, the motivation to do this kind of things. In a university, nobody cares if you bring together labour struggles from different countries, or if you create networks between social movements. [...] IRGAC gives us this environment, gives us this horizon [...]. Maybe it's not worth anything in a more traditional, mainstream sense, maybe it doesn't mean anything anywhere else, but here it means something. It's about creating a space outside of the mainstream system of value [in academia].»

Dabei ist dieses «Außen» natürlich eher ein *outside within* – denn es geht uns ja gerade nicht darum, die Wissenschaften und die ihnen Form gebenden Regeln einfach über Bord zu werfen, sondern darum, an ihnen teilzuhaben und zu versuchen, sie zu verändern.¹⁰ Aus diesem Grund sind für uns auch die Verbindungen, die wir in den letzten Jahren zu Universitäten und kritischen Akademiker*innen im Globalen Süden geknüpft haben, sehr wichtig. In unserem Gespräch unter IRGAC-Kolleg*innen zur Vorbereitung dieses Textes war die Frage, wie wir solidarische inter-institutionelle Verbindungen schaffen, zentral.

Zumeist sei es doch so, monierten unsere Gesprächspartner*innen, dass Postdoc-Wissenschaftler*innen aus Ländern des Südens an Universitäten im Globalen Norden kämen und ihre Erfahrungen, Studien und ihr Wissen mitbrächten, die sie dann für das hiesige System in Wert setzten: «You should bring it here and monetize it, put it into the service of the German academia. And there's no return [to the academia and societies in the South].» Demgegenüber sei die Funktionslogik des Forschungskollegs eine andere:

«IRGAC gave us a platform to make connections with the academia in our countries, which allowed us not to be a «global south scholar» doing work for a German university in the traditional way [...], but to give us this platform for being in connection with the knowledge production of our country, and with the activism in our country.»

Auf Grundlage dieser Überlegungen haben wir verschiedene Symposien und Workshops auch außerhalb Europas organisiert, bei denen wir das IRGAC mit anderen Forschungszusammenhängen zusammengebracht haben: an der Universidad de Buenos Aires in Argentinien (2022) sowie an der Benemérita Universidad Autónoma de Puebla und der Universidad Nacional Autónoma de México (2023). Diese Treffen waren nicht nur wegen der Süd-Süd-Dialoge und der sich daraus entspinneenden Kooperationen zwischen Wissenschaftler*innen von verschiedenen Kontinenten wichtig, sondern auch, weil unser Kolleg darüber nachhaltige institutionelle Verbindungen schaffen konnte, die eine Grundlage für eine zukünftige Zusammenarbeit sind.

¹⁰ So können sich unsere den Regeln des Mainstreams entsprechenden Ergebnisse durchaus sehen lassen: In den Jahren 2020 bis 2022 haben die Fellows des IRGAC zusammen über 130 wissenschaftliche Artikel veröffentlicht sowie weit über 150 nichtakademische Beiträge in Zeitungen, Zeitschriften, Podcasts und anderen Off- und Online-Medien weltweit. Zusammen haben sie mehr als 150 akademische Vorträge zum Thema Autoritarismus und Gegenstrategien auf Konferenzen etc. gehalten und ebenso viele Talks auf anderen öffentlichen Veranstaltungen gegeben. Auch in der Lehre war das IRGAC sehr aktiv: Unsere Fellows haben insgesamt knapp 80 Seminare, Seminarblöcke und/oder Lectures für Studierende abgehalten.

Ausblick: Wissenschaft und Autoritarismus 2023 ff.

Für eine «andere», linke Wissenschaft können und müssen wir also andere Infrastrukturen und Räume schaffen. Wir müssen aber ehrlicherweise auch eingestehen, dass diese oft flüchtiger und fragiler sind, als uns lieb ist. IRGAC ist da keine Ausnahme, angefangen damit, dass sich die Vergabe von Postdoc-Stipendien nahtlos in die Logik temporärer, prekärer Anstellungsverhältnisse, Drittmittel-einwerbung und Ähnlichem einfügt. In diesem Sinn sind auch die Erfolge des Kollegs manchmal ein zweischneidiges Schwert: Erfreulich viele unserer ehemaligen Stipendiat*innen haben uns zurückgemeldet, dass sie im Anschluss an ihr Fellowship – und explizit *auch* dank dieser Förderung – Stellen oder zumindest weiterführende Stipendien angetreten haben. Das hat dann allerdings auch oft zur Folge, dass für ihre Weiterarbeit im Kolleg weniger Zeit bleibt. Doch trotz der stets lau-ernden Gefahr, nur mehr eine weitere Station in der globalen akademischen Gig Economy zu sein, hat das Kolleg zahlreiche sehr positive Erfahrungen nachhaltiger akademisch-aktivistischer Vernetzung vorzuweisen. So hat eine sich im IRGAC konstituierte Gruppe von Wissenschaftler*innen aus Asien, Europa und Lateinamerika eine hochdotierte, mehr-jährige Förderung für das transnationale Forschungsprojekt «Platformization, Forms of Authoritarianism, and the Future of Democracy: Perspectives from the Global South» erhalten, das an der Universität Passau angesiedelt ist und zugleich ein integraler Teil des IRGAC bleibt.

Durch die Forschungsaufenthalte der Stipendiat*innen in Deutschland haben sich oft bleibende akademische Netzwerke, insbesondere mit Vertrauensdozent*innen, gebildet. Daraus entstanden sind gemeinsame Publikationen, Lehrveranstaltungen, Konferenzteilnahmen und in einem Fall die Einladung, eine (befristete) Forschungsstelle in Deutschland anzutreten. Gleichzeitig haben mehrere der Auslandsbüros der Rosa-Luxemburg-Stiftung sehr

erfolgreich mit IRGAC-Fellows kooperiert – und tun dies oft auch weiterhin nach Beendigung der Stipendien. Wie ein Blick auf unsere Website irgac.org verrät, sind etliche der ehemaligen Stipendiat*innen weiterhin aktive Mitglieder des Kollegs. Unter anderem koordiniert das (dezentrale) Netzwerk des Kollegs (aus ehemaligen und aktuellen Stipendiat*innen) gemeinsame Veranstaltungen, auch das bereits erwähnte wissenschaftlich-aktivistische Symposium in Mexiko wurde maßgeblich außerhalb Berlins von Alumni organisiert. Ebenfalls auf die Initiative von Alumni und Stipendiat*innen zurück geht eine Vorlesungsreihe an der OFF-University in Zusammenarbeit mit der Humboldt-Universität und der Alice-Salomon-Hochschule.

Insbesondere angesichts der weltweiten autoritären Transformationen und der derzeitigen und noch kommenden Angriffe auf Universitäten sowie auf kritische Wissenschaft und Wissenschaftler*innen brauchen wir dringender denn je solidarische Räume und Netzwerke, in denen kritische Reflexion und politische Aktion ermöglicht werden. Um das zu erreichen, muss eine nachhaltige, transformatorische wissenschaftliche Praxis ihre eigenen materiellen Bedingungen hinterfragen und verbessern. Sie muss aber auch an der eigenen Subjektivität der Wissenschaftler*innen arbeiten. Die Reflexion und Transformation dieses Selbstverständnisses ist eine intellektuelle und materielle Voraussetzung dafür, dass linke Wissenschaft eine aktive Rolle in den sich zuspitzenden sozialen Kämpfen spielen kann. Denn um eine solche – «organisch intellektuelle» – Rolle tatsächlich einnehmen zu können, müssen wir als Wissenschaftler*innen dringend bessere Strategien entwickeln – nicht nur gegenüber der reaktionären gesellschaftlichen Mobilisierung, sondern auch gegenüber dem Prekarisierungs- und Disziplinierungsdruck, dem wir selbst und unser kreatives und politisches Schaffen unterworfen sind.



Aufgewachsen bin ich als Kind von zugezogenen Linken in einem hessischen Dorf. Auch wenn sie nicht studiert hatten, gab es in unserem Haus immer Bücher. Sie haben meine Idee zu studieren also unterstützt, doch in meiner Vorstellung gab es kein Konzept einer akademischen Karriere. Also studierte ich im nächstgrößeren Ort

Nach anfänglicher Reibung gewann ich eine Distanz, mit der ich auf diese Diskurse, aber auch auf mich selbst ganz anders blicken konnte. Ich begann, neue Theorien zu lesen, neue Themen zu finden. Ich tauchte tief ins wissenschaftliche Arbeiten ein und mit einem Dissertationsthema wieder auf. Zurück in Deutschland promovierte ich am International Graduate Centre for the Study of Culture in Gießen über Kritische Theorie, postkoloniale Kritik und antimuslimischen Rassismus – Themen, die ich zunächst probenhalber wieder auf

Floris Biskamp ist Politikwissenschaftler und Soziologe. Er beschäftigt sich unter anderem mit Rechtspopulismus in Deutschland.

Floris Biskamp

Lehramt: Physik, weil ich es konnte. Politik, weil es mich interessierte. Als ich nach einigen Semestern etwas vorzuweisen hatte, bewarb ich mich für ein Stipendium bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Und zwar nur da, weil es politisch naheliegend war. Ich verstand mich zu dieser Zeit als linksradikal, als Sozialist, als Antideutscher. Mir war klar, dass ich mit Letzterem in der Stiftung anecken könnte – und so kam es auch. Insbesondere bei einigen Ferienakademien traten «wir» so laut auf, dass es Konflikte gab, aber eben auch einen Raum, in dem sie ausgefochten werden konnten. Rückblickend hat sich vieles in den Jahren 2006 und 2007 verändert. Damals ging ich mit dem Stipendium der Stiftung zum Studieren in die USA. Ich studierte an einer staatlichen Universität in Boston – weit weg von deutschen Diskursen.

einer Ferienakademie der Stiftung diskutierte.

Nach der Promotion lehrte ich an der Universität in Kassel. Das ist keine Uni, an die sich Menschen träumen. Es ist ein Ort, an den viele junge Menschen kommen, weil sie irgendwo in der Nähe aufgewachsen sind. So wie ich damals. Ich stand dort vor vielen Studierenden mit nichtakademischem und mit Migrationshintergrund, denen ich versucht habe, etwas zu vermitteln: Ihr seid in dieser akademischen Welt willkommen und niemand versteht gleich alles. Ich habe versucht zu fördern: sei es in der wissenschaftlichen Arbeit oder durch Gutachten für Stipendienbewerbungen. Seit einigen Jahren forsche ich vermehrt zu Rechtspopulismus. Irgendwie habe ich mich schon in meiner Jugend mit dem Thema auseinandergesetzt, es war immer da.

TEIL 3

**Wissenschaftliche und
politische Reflexionen**

Patrick Wöhrle

Sind Widersprüche institutionalisierbar?

Einige organisationssoziologische Überlegungen zu Spannungskonstellationen in der Förderarbeit des Studienwerks

Der vorliegende Beitrag reflektiert aus organisationssoziologischer Perspektive drei Spannungskonstellationen der Stiftungsarbeit, die in der Ehemaligenstudie, insbesondere in den Freitextfeldangaben zur ideellen Förderung, thematisiert wurden. Nach einer kurzen organisationssoziologischen Einordnung des Studienwerks der Rosa-Luxemburg-Stiftung und seiner Besonderheiten wird erstens diskutiert, ob die Tatsache, dass zwar eine gute, respektvolle Atmosphäre unter den Stipendiat*innen, aber ein vergleichsweise niedriger Zusammenhalt zwischen ihnen herrscht, zwingend ein behandlungsbedürftiges Pro-

blem darstellt. Zweitens wird ein Blick auf mögliche Struktur- bzw. Zielkonflikte geworfen, wie sie etwa als Widerspruch zwischen der «helfenden» und der «kontrollierenden» Funktion des Förderwerks von einigen Stipendiat*innen zur Sprache gebracht wurden. Drittens schließlich soll das in einigen Freitextfeldangaben angesprochene Problem näher betrachtet werden, dass die Eigenheiten des akademischen Habitus auch in Diskussionszusammenhängen *innerhalb* des Studienwerks nicht gänzlich auszuschalten sind und insbesondere auf Erstakademiker*innen teils abschreckend wirken.

Organisationssoziologische Vorbemerkungen

Dass es sich beim Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung aus organisationssoziologischer Sicht um eine sehr besondere Einrichtung handelt, fällt ins Auge, wenn man gängige idealtypische Beschreibungen dessen, was eine Organisation ausmacht, zu Rate zieht. Eine Organisation, so liest man etwa bei Stefan Kühl, ist dadurch gekennzeichnet, dass sie einen Organisationszweck hat bzw. formuliert, dass sie interne, hierarchisch gegliederte Weisungswege aufweist und dass sie über die Formalisierung von Mitgliedschaftsbedin-

gungen das, was von den Mitgliedern erwartet und was von ihnen *nicht* erwartet werden kann, hinreichend spezifiziert.¹ Blickt man mit diesen bündigen Kategorien im Rücken auf die Arbeit des Studienwerks, so glaubt man auf den ersten Blick durchaus fündig zu werden: Der Organisationszweck liegt in der akademischen Förderung linkspolitisch aktiver und sozial benachteiligter Personen und der Realisierung eines emanzipatorischen Bildungsverständnisses; die Aufnahmebedingungen sind entlang sozialstruktureller, ideeller und leis-

¹ Kühl, Stefan: Organisationen. Eine sehr kurze Einführung, Wiesbaden 2011, S. 23–88.

tungsbezogener Merkmale ausdifferenziert, und auch eine erklärtermaßen hierarchiekritische Einrichtung kann zumindest an ausgesuchten Gelenkstellen nicht ganz auf Weisungswege verzichten – anderenfalls gäbe es etwa keine Auswahlgremien, kein obligatorisches Einführungsseminar, keine*in Direktor*in und keine*in Stellvertreter*in.

Bei näherem Hinsehen allerdings zeigt sich, dass sich die Förderarbeit nur in eingeschränkter und modifizierter Form auf diese gängigen Strukturmerkmale und ihre Leistungen «verlassen» kann. In (ideal-)typischen Organisationen ist der Organisationszweck revisions- und änderungsoffen verfasst: Die formalisierten Mitgliedschaftsbedingungen etablieren zu meist auch «Indifferenzonen»,² die es der Organisation ermöglichen, die Organisationsziele und -zwecke zu verändern, ohne dass dies zugleich zu einem Motivationsverlust auf Mitgliederseite führt. Anders stellt sich dies bei einem Studienwerk mit dezidiert linkspolitischer und parteinaher Ausrichtung dar: Im Falle des Studienwerks der Rosa-Luxemburg-Stiftung wäre es kaum vorstellbar, den Organisationszweck einfach in «Bewahrung der christlich-abendländischen Kultur» oder «Förderung des Leistungsgedankens» umzubenennen, ohne dabei auf einen Schlag den Großteil der Mitglieder und die politische Unterstützung zu verlieren. Vielmehr haben die Mitglieder beim Organisationszweck nicht nur stärker mitzureden als etwa in betrieblichen Organisationen; auch ist es aufgrund der Wertbindung ihrer Mitgliedschaft und der Tatsache, dass Partizipation eine zentrale Leitidee des Studienwerks ist, wahrscheinlich, dass sie den *eigentlichen* Organisationszweck auf eigenständige und unterschiedliche, vielleicht sogar gegenläufige Weise bestimmen und sich dabei auch kritisch zur derzeitigen Gestalt der Stiftungsstrukturen, der Auswahlkriterien oder der Schwerpunktthemen verhalten.

Ähnliche Komplikationen lassen sich beim Mechanismus der Mitgliedschaft selbst entdecken. Während in typischen Organisationen

die Mitgliedschaftsbedingungen formal ausbuchstabiert sind, um dann, insbesondere im Konfliktfall, aktiviert werden zu können – «Sie haben Ihre Kompetenzen überschritten!» –, ist der Mitgliederstatus der Stipendiat*innen der Rosa-Luxemburg-Stiftung anders gestrickt. Zwar dürften die Aufnahmekriterien deutlich ausgefeilter und in ihrer Gewichtung komplexer sein, als es bei «normalen» Organisationen der Fall ist. Nachdem die Aufnahme erfolgt ist, entfaltet der Mitgliederstatus aber kaum die disziplinierenden Effekte, mit denen herkömmliche Organisationen gern rechnen. Dies betrifft bereits die konkrete Adressierbarkeit der Stipendiat*innen: Sind diese überhaupt «Mitglieder» der Organisation Studienwerk oder nicht eher bzw. zugleich auch deren Publikum, deren Klientel oder deren Leistungsabnehmer*innen? Es betrifft aber ebenso die Frage, ob mit der Aufnahme überhaupt nennenswerte, sanktionswirksame Mitgliedschaftspflichten verbunden werden können; tatsächliche Ausschlüsse aus dem Studienwerk etwa gibt es nur in absoluten Ausnahmefällen und bei offensivstem Werteverstoß, während in (ideal-)typischen Organisationen – glaubt man Luhmann – die Möglichkeit des Eintritts, des Austritts und des Ausschlusses (etwa qua Kündigung oder Versetzung) als Bewertungsschema der eigenen und fremden Handlungen dient und darin eine «strukturgebende Bedeutung [...] für das tägliche Verhalten»³ in der Organisation erhält. Verkomplizierend kommt hinzu, dass im Falle des Studienwerks über die Frage, ob die Erwartungen, die man an die Geförderten stellt, erfüllt wurden, in einer zentralen Hinsicht an *anderer* Stelle entschieden wird: nämlich im Hochschulsystem.

Es ist nun selbstredend nicht das Anliegen der hier vorgelegten Überlegungen, den aus organisationssoziologischer Sicht atypischen Rahmenbedingungen des Studienwerks mit der Forderung nach einer «vollen» Organisationswerdung im Sinne des New Public Management (Wettbewerbsorientierung, Benchmarking, Zielvereinbarungen etc.) zu

2 Ebd., S. 35.

3 Luhmann, Niklas: Funktionen und Folgen formaler Organisation. Mit einem Epilog, 5. Aufl., Berlin 1999, S. 40.

begegnen – die verheerenden Resultate eines solchen Ansatzes lassen sich seit nunmehr zwei Jahrzehnten bereits an den Universitäten und Krankenhäusern dieses Landes beobachten. Vielmehr erscheint es mir aus einem anderen Grund sinnvoll, die gerade umrissenen organisationalen Besonderheiten des Studienwerks als Folie der Überlegungen präsent zu halten: Bestimmte Spannungskonstellationen und Problemlagen, wie sie – in quantitativer Hinsicht vernachlässigbar, in struktureller Hinsicht aber womöglich aufschlussreich – einige Befragte vor allem in den Freitextfeldern der Ehemaligenstudie⁴ identifizierten, könnten damit zusammenhängen, dass die anfangs angesprochenen «klassischen» Organisationsmerkmale (u. a. klar umrissene Mitgliedschaftsbedingungen, Rollendifferenzierung, Kündbarkeit, Indifferenzonen, dispositive Zweckbindung etc.) zwar nicht als tatsächliche Organisations-,⁵ wohl aber als *Erwartungsstrukturen* fungieren. Vereinfacht gesagt: Vom Kreißaal über den Ausbildungs-

vertrag oder die Rentenversicherung bis hin zum Bestattungsinstitut ist Organisationserfahrung heute derart alltäglich und kontinuierlich, dass deren Prämissen auch die Erwartungen an gesellschaftliche Bereiche und Einrichtungen prägen, die *nicht* oder *nur eingeschränkt* dieser organisationalen (Alltags-) Logik folgen. Vor diesem Hintergrund lassen sich dann spezifische Herausforderungen für die Arbeit des Studienwerks abtragen, denen aber nicht einfach damit begegnet werden kann, diese Erwartungen bruchlos zu erfüllen (dies wäre die angesprochene «volle» Organisationswerdung unter der Fuchtel des New Public Management). Vielmehr bedürfte es einer institutionellen Fantasie, wie die aus organisationssoziologischer Sicht unlösbaren Widersprüche, etwa der zwischen «Geldausweistelle» und «Wertegemeinschaft», reflexiv eingeholt und intern selbst als Kennzeichen einer sehr besonderen Organisation kommuniziert und gegebenenfalls institutionalisiert werden können.

Geringer Zusammenhalt: Problem oder Lösung?

Das erste Ergebnis der Ehemaligenstudie, das unter dem eben ausgeführten Aspekt diskutiert werden soll, ist die Tatsache, dass zwar eine gute, respektvolle Atmosphäre unter den Stipendiat*innen herrscht, aber zugleich ein vergleichsweise geringer Zusammenhalt zwischen ihnen konstatiert wird. Wer diesen Umstand als Problem begreift, wäre wohl versucht, ihm durch – im modernen Management-Jargon – *Teambuilding*-Maßnahmen oder auch nur durch stärker sozialdimensional geartete Veranstaltungen (Stammtische, Grill-

abende etc.) abzuhelpfen. Vor einem organisationssoziologischen Hintergrund stellt sich jedoch zuvorderst die Frage, ob es sich beim geschilderten Umstand überhaupt um ein behandlungsbedürftiges Problem oder nicht eher um eine naheliegende *Lösung* handelt, die für die Stiftungsarbeit keinesfalls beunruhigend sein muss. Nimmt man etwas Abstand zu den positiven Konnotationen des Begriffs ein, ist ein starker «Zusammenhalt» (anders als eine respektvolle Atmosphäre) ein Merkmal hochintegrierter *Gemeinschaften*, die

4 Frohwieser, Dana/Herbst, Sabrina/Kuhnt, Mathias/Wöhrlé, Patrick: Wege und Wirkungen. Zweite Ehemaligenstudie zur Studien- und Promotionsförderung der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Berlin 2023, unter: www.rosalux.de/publikation/id/50879.

5 Dies zeigt sich im Übrigen auch daran, dass die meisten Organisationstypen bei genauerem Hinsehen ebenfalls organisationsuntypische Merkmale aufweisen – etwa Gerichte, Kirchen oder Schulen; vgl. Apelt, Maja/Tacke, Veronika: Handbuch Organisationstypen, 2., überarbeitete und erweiterte Aufl., Wiesbaden 2023. In diesem Sinne dürfte es sich also bei den anfangs genannten «Kennzeichen» von Organisationen weitaus eher um Idealtypen im Sinne Max Webers handeln.

von zahlreichen persönlichen Abhängigkeiten durchzogen sind, geringe Freiheitsgrade für anderweitige Kontaktmöglichkeiten vorsehen und sich oftmals aggressiv von «Outgroups» oder «Außenseitern» abgrenzen. Bereits dies verdeutlicht, dass ein zu starker Zusammenhalt gerade für eine Organisation, die in die *Gesellschaft* hineinwirken möchte und hierzu vielfältiger Kontakte ihrer Mitglieder und ihrer Stipendiat*innen in deren jeweiliger Vielfalt und Widersprüchlichkeit bedarf, durchaus auch eine Bedrohung sein kann.

Noch weniger beunruhigt das besagte Ergebnis, wenn man berücksichtigt, dass die Stipendiat*innen teils aus strukturellen Gründen und teils aufgrund der Förderkriterien selbst im Schnittpunkt mehrerer Gruppen- bzw. Feldzugehörigkeiten stehen. Zunächst könnte ein zu hoher Zusammenhalt zwischen den Stipendiat*innen das Risiko beinhalten, dass der Anschluss an diejenige Institution, die durch das Monopol der Bildungsabschlüsse über den Erfolg der Förderung entscheidet, erschwert wird oder gar verloren geht. Dies wäre etwa dann der Fall, wenn die Beziehungen im und zum Studienwerk nicht lediglich von Solidarität getragen, sondern von familienanalogen Abschließungstendenzen durchzogen wären, die das Hochschulsystem «da draußen» zum Feind erklären.⁶

Noch klarer tritt die potenzielle «Strength of Weak Ties»⁷ («die Stärke schwacher Bindungen») hervor, wenn man berücksichtigt, dass gesellschaftliches Engagement ein zentrales Förderkriterium darstellt und die Felder dieses gesellschaftlichen Engagements höchst divers sind. Eine (zu) intensive Gruppenkohäsion könnte diese fein verästelte Struktur heterogenen Engagements dadurch beeinträchtigen, dass sie einzelne Felder des

Engagements unter Rechtfertigungsdruck setzt – was angesichts der immer wieder aufkeimenden Frage, welches Engagement «wirklich» links ist und welches nur das symptomatische Kurieren von Nebenwidersprüchen, eine umso größere Sprengkraft für solidarisches, aber eben vielfältiges Handeln hätte.

Nicht zuletzt die durchgehend hohen Nennungen, die die Kategorie «Vernetzung» in den verschiedensten Zusammenhängen erhält, scheinen mir widerzuspiegeln, dass auch die Stipendiat*innen selbst sich der potenziellen *Nachteile* einer zu starken Vergemeinschaftung durchaus bewusst sind: Vernetzung meint gerade nicht «Zusammenhalt», sondern eine auf beruflichen, politisch-thematischen, sozialstrukturellen oder ideellen Gemeinsamkeiten beruhende Erhöhung von Kontaktchancen durch eine im Bedarfsfalle (re-)aktivierbare Infrastruktur.

Die in diesem Zusammenhang vom Studienwerk zu bearbeitende Herausforderung dürfte besonders darin liegen, unter diesen netzwerkförmigen Bedingungen dennoch eine langfristige, verlässliche und enge Bindung an die eigene Organisation wahrscheinlicher zu machen. Ob dies durch einen bloßen Appell an «Gemeinschaft» oder an einen geteilten Wertekosmos gelingen kann, erscheint aus den genannten Gründen zweifelhaft. Erfolg versprechender wäre es womöglich, das Studienwerk als einen Knotenpunkt, einen «Hub» linken Denkens und Handelns kenntlich zu machen, dessen organisationale Grundstruktur jedoch nicht einfach «da ist», sondern zu entscheidenden Teilen auf längerfristiges Engagement und *realisierte* Partizipation aktueller und ehemaliger Stipendiat*innen angewiesen bleibt.

⁶ Siehe zu diesem Problem auch meine abschließenden Überlegungen.

⁷ Granovetter, Mark S.: The Strength of Weak Ties, in: American Journal of Sociology 6/1970, S. 1360–1380.

«Geldausteilstelle» versus «Wertegemeinschaft»: Strukturkonflikte in der Förderarbeit

Der zweite Aspekt, der hier organisationssoziologisch beleuchtet werden soll, betrifft die Identifikation von Struktur- und Rollenkonflikten, wie sie sich in einigen Freitextfeldern der Befragung findet. So schreibt zum Beispiel ein*e Befragte*r:

«Die Mitarbeiter des Studienwerks sind freundlich, haben aber ein Problem mit dem Rollenkonflikt als Helfende und gleichzeitig Kontrollinstanz. Sie wollen den Leuten durch die Promotion oder das Studium helfen – haben aber nicht auf dem Schirm, dass sie als Geldausteilstelle auch Macht ausüben müssen, was Distanz schafft und den eigenen Anspruch als «Genossin» oder Duzfreund untergräbt. Der Konflikt zwischen Studienwerk als Geldausteilstelle und als Wertegemeinschaft ist insgesamt wenig bearbeitet und wird auch anderswo in der Stiftung kaum ausgesprochen. Dies führt zu Paternalismus und der Illusion, dass «wir» alle doch dasselbe wollen – faktisch besteht aber ein Gefälle zwischen den Interessen der Stipendiatinnen und der Hauptamtlichen.»

In Beiträgen wie diesen zeigt sich die bereits oben angesprochene Tatsache, dass die idealtypischen «Merkmale» von Organisationen nicht so sehr den faktischen Organisationsalltag gleich welcher Organisation beschreiben, aber dennoch den Erwartungshorizont strukturieren. Die zitierte Stellungnahme identifiziert daher erstens ein widersprüchliches Rollenarrangement, das die Richtigkeitskriterien des eigenen Handelns im Unklaren lässt, ja gar gegenläufig fasst («helfen» vs. «kontrollieren»), zweitens einen Verzicht auf das gängigste Medium hierarchischer Kommu-

nikationswege («Macht»), drittens eine interaktions- und rollenbezogene Verunsicherung («Distanz» vs. «Duzfreund») und viertens die nichtintendierte Handlungsfolge, dass aus jenen Faktoren ein womöglich noch drastischeres Machtgefälle resultiert («Paternalismus», Vereinnahmung, Verdeckung widerstreitender Interessen). Zugespitzt in organisationssoziologischem Vokabular: Gerade dadurch, dass auf die (widerspruchsfreie) Formulierung von Mitgliedschaftsbedingungen und die Einrichtung entsprechender Indifferenzonen verzichtet wird, entsteht das, was verhindert werden soll: Herrschaft.

Das eigentlich Instruktive am zitierten Beitrag ist jedoch, dass dort gerade nicht nach einer organisationskonformen *Auflösung* jener Widersprüche gerufen, sondern deren *Reflexion* und *Kommunikation* gefordert wird: Die besagten Konflikte seien «insgesamt wenig bearbeitet» und werden «auch anderswo in der Stiftung kaum ausgesprochen». Doch wie könnte eine derartige Bearbeitung aussehen? Vielleicht würde es helfen, diese Konflikte im Dialog mit den Stipendiat*innen erst einmal offensiv(er) zu thematisieren und als *strukturell* bedingtes Merkmal der Stiftungsarbeit auszuweisen. Zugleich wäre daran zu denken, den Konflikt durch eine interne Differenzierung und partielle Formalisierung zwar nicht zu lösen, aber zu entschärfen. Dies könnte etwa bedeuten, die Unterstützungs- und die Kontrollfunktion auf unterschiedliche Schultern zu verteilen und Letztere dabei stärker zu entpersonalisieren. Sind die «Ansprüche», die das Studienwerk gegenüber seinen Stipendiat*innen hat, von Beginn an transparent und formal fixiert (Voraussetzungen für Stipendienverlängerung, verpflichtende Teilnahme an bestimmten Veranstaltungen, Nachweis des Arbeitsstands,

Rechenschaftsberichte etc.),⁸ so könnte auch der Konflikt zwischen «Geldausteilstelle» und «Wertegemeinschaft» zumindest insoweit abgeschwächt werden, als die «Geldseite» und die «Werteseite» in separaten, nur lose gekop-

pelten Sphären thematisch werden (formale Mitgliedschaftsbedingungen vs. solidaritätsbasierte Interaktion), die – etwa über Härtefallregelungen – nur in ausgesuchten Fällen strikter gekoppelt werden.

Die Beharrlichkeit des homo academicus

Der dritte und letzte Aspekt, der hier in ein organisationssoziologisches Licht gerückt werden soll, betrifft das mittlerweile klassische Thema des *homo academicus*: In einigen Beiträgen zu der Frage, welche Themen bei der ideellen Förderung bisher nicht ausreichend berücksichtigt wurden, findet sich der oft pointiert vorgetragene Wunsch, «soziale Klassen» und «Klassismus» nicht lediglich als Theoriethemata zu begreifen, sondern auch die Rolle, die sozialer Ungleichheit und Klassenzugehörigkeit *innerhalb der Stipendiat*innenschaft* zukommt, eingehender zu fokussieren. Zumeist wird in diesem Zusammenhang darauf verwiesen, dass bei den Geförderten ein stark akademischer, auf die soziale Herkunft zurückverweisender Verhaltenstypus dominant ist,⁹ der gerade mit Blick auf die klassenpolitischen Zielsetzungen der Rosa-Luxemburg-Stiftung klarer reflektiert und objektiviert werden müsse. So ist in einem Kommentar etwa zu lesen:

«Ich sah viel elitäres Gehabe und Klassismus. Ich habe früher in einer Druckerei und dann als Physiotherapeut gearbeitet. Aber die Arbeitswelt und Arbeiter*innen,

der Alltag von Menschen unterhalb der eigenen Erwerbs- und Karriereerwartung waren höchstens Debattenthemen bei den jungen Linken [...]. Im Großen und Ganzen interessierte sie eine bürgerliche Karriere in der Akademie und Politik und alles andere lag «darunter.»»

Ein*e weitere*r Befragte*r wünscht sich eine noch stärkere Bearbeitung von «tendenziell klassistisch verursachten Problemlagen, also z. B. die Scheu vor Gremienarbeit oder das Gefühl, dem nicht gewachsen zu sein», und ein*e andere*r Ehemalige*r hat nach eigener Erinnerung «mehr Zeit damit verbracht, mir Sorgen zu machen, dass ich das Falsche sagen könnte, als mich konstruktiv politisch zu engagieren ...». Zumeist vereint derartige Beiträge der Eindruck, dass auch die intellektuell-kritische Distanzierung vom akademischen Habitus im Modus eben dieses Habitus vorgebracht wird, die Gesetzmäßigkeiten des *homo academicus* also auch studienwerksintern nicht außer Kraft gesetzt werden.

Aus organisationssoziologischer Sicht sind derartige Probleme vor allem durch das organisationale Feld bedingt, in dem sich Studien-

⁸ Dass in dieser Hinsicht der Spielraum für eine höhere Verbindlichkeit existiert, zeigt sich auch darin, dass fast ein Viertel der Stipendiat*innen (23,7 Prozent) den Verpflichtungsgrad der Veranstaltungen als zu gering einschätzt, während weniger als 5 Prozent diesen als zu hoch bezeichnen. Im Falle von Rechenschaftsberichten o. Ä. wäre darauf zu achten, dass die diesbezüglichen Pflichten bereits mit Fördereintritt bekannt sind und während der jeweiligen Förderphase auch nicht mehr modifiziert werden können. Diese Transparenz dürfte für beide Seiten vorteilhaft sein, da sie eine höhere Erwartungssicherheit stiftet.

⁹ Diese Annahme findet in der Ehemaligenstudie insofern eine Bestätigung, als dort ein weitgehend stabil gebliebener hoher Anteil insbesondere an Promotionsstipendiat*innen aus akademischem Elternhaus nachgewiesen wird. Dies gilt allerdings nicht mehr für die jüngeren und jüngsten Kohorten, bei denen der Anteil derjenigen aus nichtakademischem Elternhaus etwa zwei Drittel beträgt. Umso lohnenswerter könnte es aber sein, die Eigenarten des akademischen Feldes zum Thema der ideellen Förderung zu machen.

werke bewegen. Auch das Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung ist erklärtermaßen ein *Begabtenförderwerk*, und als solches legitimiert es sich durch quantitative, skalierbare Erfolgskriterien wie Abschlussquote, Studiendauer, Durchschnittsnote. Als *linkes* Begabtenförderwerk aber stellt sich ihm das zusätzliche Problem, dass hier die Frage, wo klassenbedingter Habitus aufhört und «Begabung» anfängt, einiges an Sprengkraft birgt. Schließlich ist spätestens seit Pierre Bourdieu bekannt, dass die Ideologie der Begabung einer der wirkmächtigsten Mechanismen ist, mit denen die spezifische Kapitalstruktur des Bildungssektors in Fragen individuellen Talents verzaubert werden kann.¹⁰

Auch im Hinblick auf dieses Spannungsverhältnis ist davon auszugehen, dass es zwar nicht aufgelöst oder beseitigt, unter Rückgriff auf Ergebnisse der Ehemaligenstudie wohl aber klarer bestimmt und partiell bearbeitet werden kann. In den bereits zitierten Auszügen, aber auch in vielen anderen Beiträgen wird deutlich, dass es tatsächlich habituelle Dispositionen sind, die insbesondere Erstakademiker*innen am stärksten verunsichern – und zwar auch im Verhältnis zu ihren Mitstipendiat*innen. So findet sich etwa mehrfach der Vorschlag, zukünftig auf eine intensivere Einübung von Rede-, Vortrags-, Argumentations- und Diskussionstechniken Wert zu legen, also auf besonders körpernah-interaktionsbezogene Praktiken, die oftmals als «natürlich» oder zum persönlichen «Stil» zugehörig (miss-)verstanden werden. Eine interaktionsnahe Einübung in derartige akademische Diskurstechniken könnte diesen habituellen Schranken womöglich entgegenwirken.

Flankierend wäre aber ebenso an die struktureller ansetzende Möglichkeit zu denken, an wichtigen Gelenkstellen insbesondere der ideellen Förderung bewusst mit den vermeintlich selbstverständlichen institutionellen *Formen* des akademischen Feldes zu brechen, die den entsprechend «passenden» Habitus tatsächlich stark begünstigen. Die Formen des

Seminars oder der Vortragsdiskussion etwa setzen, wenn sie einfach analog zum universitären Feld konzipiert werden, stets eine Vielzahl von habituellen Dispositionen voraus: bei der ersten oder zweiten Wortmeldung nach einem Vortrag etwa den eigentlich befremdlichen Umstand, dass man sich zutraut, etwas zu sagen, obwohl man kaum genug Zeit hatte, das Gesagte angemessen zu verarbeiten; die Nonchalance, mit der man persönliche Anekdoten oder Evidenzen in den eigenen Beitrag einflacht, ohne Angst vor dem Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit zu haben; oder die – oft genug kontrafaktische – Erwartung, dass das, was man sagen will, überhaupt von allgemeinem Interesse ist oder zum Thema passt. Vielleicht wäre auch in derartigen Zusammenhängen daran zu denken, dass das, was als akademische Freiheit und Freiwilligkeit daherkommt, womöglich das Gegenteil bewirkt, weil die Fähigkeit zur Wahrnehmung jener Freiheit tatsächlich stark herkunfts- und klassengebunden ist. Bereits die (partielle) Loslösung der Beiträge von der unmittelbaren Seminar- oder Vortragsinteraktion, etwa durch vorab *schriftlich* abzufassende Fragen an den Seminarartext, das Seminarthema oder die Vortragenden, könnte die habituellen «Eintrittsbedingungen» in den akademischen Diskurs abschwächen, und zwar deswegen, weil Schriftlichkeit vom Sozialdruck entkoppelt ist und nicht interaktionale Reaktionsschnelligkeit, sondern Reflexion und Klarheit des Ausdrucks prämiert.

Der größte Spagat, den die Förderung durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung in diesem Zusammenhang vollbringen muss, liegt wohl aber darin, die Spannungen zwischen der unterstützend-wertebasierten Stiftungsarbeit einerseits und den Mechanismen und Zwängen des universitär-hochschulischen Alltags andererseits auszubalancieren (siehe dazu den Beitrag von Nehe und Echterhoff in diesem Band). Bezieht man die Erfahrungen, die die Stipendiat*innen mit dem Wissenschaftssystem bisher gemacht und die Teile von ihnen

¹⁰ Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean-Claude: Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs, Stuttgart 1971.

zu einem Ausstieg aus der Wissenschaft veranlasst haben, mit ein, wird die Drastik dieser Herausforderung deutlich: Bei denjenigen etwa, deren Promotion gefördert wurde und die das Wissenschaftssystem danach verlassen haben, stellen die Ausstiegsmotive «Prekäre Jobaussichten in der Wissenschaft» (über 90 Prozent) und «Allgemein schlechte Arbeitsbedingungen» (rund 75 Prozent) die mit Abstand häufigsten Nennungen dar, und in den Freitextfeldern dominieren Berichte über negative Erfahrungen im Wissenschaftsbetrieb, die von Klassismus und rigiden Hierarchien über Ellbogenmentalität und Konformismus bis hin zu Diskriminierung und Mobbing reichen. Angesichts dieser Lage stellt sich dem Studienwerk die komplexe Aufgabe, das Verhältnis zum akademischen Leben an Hochschulen und Universitäten *kompensatorisch*

und *kritisch*, aber zugleich *ermutigend* zu gestalten – kompensatorisch, weil einerseits die Exklusionsmechanismen des akademischen Feldes, andererseits aber auch der isolierte Status insbesondere externer Promovend*innen ausgeglichen werden müssen; kritisch, weil eben diese Mechanismen ein egalitär-emanzipatorisches Bildungsverständnis unterminieren; und ermutigend, weil bereits die strukturelle «Sandwich»-Position des Studienwerks zwischen Politik und Hochschulsystem es unmöglich macht, die Verbindungen zu Letzterem einfach zu kappen und sich selbst als «eigentliche» Anerkennungsinstanz zu installieren. Im besten Fall könnte die Verbindung dieser drei Momente die Stipendiat*innen dazu befähigen, die «ernsten Spiele» der akademischen Sphäre auf eine Weise mitzuspielen, die jene zugleich verändert.

Nur die Theaterbühne ist beleuchtet und in dem großen dunklen Raum vor dir sitzen Menschen, die unterhalten werden wollen. Ein Science-Slam ist etwas völlig anderes als eine Fachkonferenz. Man steht da vorn eigentlich nicht als Wissenschaftler, sondern als Erzähler. Man kann sich weniger hinter seinem Fach verstecken.

Bei meinem ersten Mal in Basel war ich so aufgeregt, dass ich angefangen habe zu stottern.

Diskussionen eher seltener, dabei arbeiten Ingenieur*innen an der technologischen Basis der Gesellschaft, machen die Welt mit ihrer Arbeit schlechter oder eben besser. Durch die ideelle Förderung der Stiftung bekam ich einen richtigen Bildungsschub. Im anschließenden



Jens Gaitzsch ist Forschungsgruppenleiter am Institut für Polymerforschung Dresden und Vertrauensdozent der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Dabei hatte ich jedes Wort, jeden Punkt und jedes Komma auswendig gelernt. Bei späteren Auftritten habe ich dann mit einer umgedichteten Version von «Jingle Bells» und im pantomimischen Boxkampf zwischen Kängurus versucht, dem Publikum biologisch abbaubare Kunststoffe näherzubringen. Während ich so in die Luft boxte, dachte ich: «Was machst du hier? Du musst hier weg!» Ich habe es überlebt. Es kam sogar ganz gut an. Naturwissenschaftliche Themen fachfremden Menschen einfach zu erklären – das bin ich seit meinem Studienstipendium bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung gewohnt. Ich bekam während des Stipendiums ständig die Frage gestellt: «Was machst du denn?» Da konnte ich mich nicht leicht davonstehlen. Trotzdem fühlte ich mich nicht fehl am Platz. Im Gegenteil. Im MINT-Kontext sind politische

Promotionsstipendium tat ich mich sogar mit anderen Naturwissenschaftler*innen zusammen und gründete den Arbeitskreis «Nachhaltigkeit».

Nach der Promotion wollte ich nicht, dass das vorbei ist. Ich habe in dieser Zeit so viel bekommen und meinen Horizont merklich und stetig erweitert. Ich wollte etwas zurückgeben. Also wurde ich Vertrauensdozent bei der Stiftung.

Auch als Mitglied im Auswahl Ausschuss bin ich wieder ein Vermittler. Die wenigen naturwissenschaftlichen Themen breche ich für die anderen Mitglieder herunter und erkläre sie so verständlich wie möglich. Dabei hilft mir der Science-Slam-Hintergrund. Im Laufe der Jahre habe ich dort auch aus anderen Vorträgen viele Bilder mitgenommen, die komplizierte Vorgänge allgemein verständlich darstellen.

Jens Gaitzsch

Das Recht auf Bildung und die Hoffnung auf Gerechtigkeit

Das Recht auf Bildung wird, wenn es im Zusammenhang mit sozial marginalisierten und diskriminierten Gruppen behandelt wird, gern auf ein Recht auf Basisbildung beschränkt. Wer Lesen und Schreiben kann und die Grundrechenarten beherrscht, hat wohl Bildung erfahren, und die Gesellschaft hat genug Verantwortung gezeigt. Im neoliberalen Sprachgebrauch sind diese Personen *employable* – das heißt irgendwie nützlich für den Arbeitsmarkt. Doch wer einer entlohnten Arbeit nachgeht, kann davon nicht unbedingt (gut) leben. Immer mehr Menschen zählen zu der Gruppe der *working poor*.¹ Darüber hinaus deutet der Begriff *employability* auf die Trennung von «Kopf- und Handarbeit», die nach wie vor die Grenze zwischen denen zieht, die politisch gehört werden, und jenen, deren Leben nur wenig interessiert. *Employability* wird nicht mit *white collar* Berufen assoziiert, sondern mit Arbeiten, die klassi-

scherweise nicht am Schreibtisch stattfinden. Hinzu kommt, dass der Begriff der «Beschäftigungsfähigkeit» heute die Diskussion um Arbeitssicherheit verdrängt hat. Arbeit zu haben, sein Leben sichern zu können, wird zu einer individuellen Fähigkeit und ist nicht mehr Verantwortung von Staat und Gesellschaft. Bildung allerdings ist nicht reduzierbar auf *employability*. Wer gebildet ist, kann seinen eigenen Verstand gebrauchen, sich eine politische Meinung bilden und hat Chancen, in der Zivilgesellschaft gehört zu werden sowie in politische Diskurse zu intervenieren. Stiftungen haben hier eine besondere Verpflichtung, nämlich die, Chancen zu eröffnen, sodass – im Sinne Gramscis – «organische Intellektuelle» hervorgebracht werden, die nicht nur an einer kapitalistischen Normalität partizipieren wollen, sondern kritisch das So-wie-es-ist hinterfragen (können).

Aufstieg und Gerechtigkeit

Laut einer Studie des Stifterverbands überschreiten «Kinder aus Akademikerhaushalten [...] Bildungsschwellen auch heutzutage leichter als Kindern aus Nichtakademikerhaushalten. [...] Von 100 Nichtakademikerkindern beginnen nur 27 ein Studium; bei Akademikerkindern sind es 79.»² Ein erstaunliches Er-

gebnis, wenn bedacht wird, dass Deutschland am Ende des Nationalsozialismus (Bildungs-) Gerechtigkeit für alle garantieren wollte. Zudem werden die multiplen Krisen, die die Welt im Griff halten, eher dafür sorgen, dass dieser Trend zunehmen wird. Das Erstarken rechter Gruppierungen und Parteien, der Backlash

- 1 Müller, Dagmar/Lien, Shih-Cheng: Arm trotz Erwerbsarbeit – neue Erkenntnisse über «Working poor»-Familien, in: forum erwachsenenbildung. Die evangelische Zeitschrift für Bildung im Lebenslauf 3/2017, S. 41–42.
- 2 Stifterverband der deutschen Wissenschaft: Vom Arbeiterkind zum Doktor. Der Hürdenlauf auf dem Bildungsweg der Erststudierenden. Diskussionspapier 2 in Kooperation mit McKinsey & Company, Essen 2021, unter: <https://hochschulbildungsreport.de/fokusthemen/arbeiterkinder>.

gegen feministische und antirassistische Perspektiven wird nicht zufällig begleitet von einem multiskalaren Angriff auf die hart erkämpfte und doch nicht ganz verwirklichte Bildungsgerechtigkeit. Privatschulen und Privathochschulen breiten sich aus, die Finanzierung eines Studiums wird schwieriger, wenn nicht die Familie willens und dazu in der Lage ist, es zumindest mitzufinanzieren.³ Aber auch die Tatsache, dass die Gentrifizierung der Städte studentische Viertel vernichtet und der Wohnungsmarkt in Städten wie Berlin, Frankfurt a. M., Köln und München so angespannt ist wie noch nie, führt dazu, dass Menschen aus Familien mit niedrigen Einkommen immer weniger dazu in der Lage sind, ein Studium zu beginnen oder zu beenden. Dies ist sicher mit ursächlich dafür, dass seit Jahrzehnten erstmals die Studierendenzahlen und auch die Anzahl der Anträge auf Stipendien sinken.

Mit welchen Schwierigkeiten ein sozialer Aufstieg einhergeht, darüber spricht auch die Studie, die Aladin El-Mafaalani bereits vor knapp zehn Jahren im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung vorgelegt hat.⁴ El-Mafaalani betont die Notwendigkeit einer «Trennungskompetenz», die etwa türkeistämmige soziale Aufsteiger*innen mitbringen müssen, um die mit dem Aufstieg einhergehende Trennung vom Herkunftsmilieu aushalten zu können. Wenn dies auch nachvollziehbar ist, so ist die Studie doch in zweifacher Hinsicht problematisch. Sie zeichnet zwar die Unterschiede zwischen sozialen Aufsteiger*innen aus der Mehrheitsbevölkerung und migrantischen Aufsteiger*innen gut nach, doch simplifiziert und homogenisiert sie zum einen sogenannte Herkunftsfamilien (türkeistämmig und vietnamesisch), was einer Kulturalisierung gefährlich in die Hände spielt. Erneut

werden dann die Gründe für den fehlenden sozialen Aufstieg in der «Kultur» gesucht und nicht in den ausgrenzenden gesellschaftlichen Strukturen. Zum anderen bleibt die Rolle der Politisierung gänzlich unbehandelt. Diese ist jedoch zentral: Warum entscheiden sich Menschen, Bildung zu erwerben? Welches Begehren treibt sie an? Bei Al-Mafaalani scheinen es nur das Geld und die erhoffte soziale Reputation zu sein oder vielleicht noch ein Ausstieg aus der Marginalisierung, die Studierende aus migrantischen Familien bewegen. Doch kann auch der Wunsch nach sozialer Veränderung zu einer Triebkraft werden. Nehmen wir etwa das Beispiel von Zara Dilan Kızıldaş, Stipendiatin der Rosa-Luxemburg-Stiftung, die 2021 als Kandidatin für die Bundestagswahl im Wahlkreis Heidelberg für DIE LINKE aufgestellt wurde. In einem Porträt zitiert der *Tagesspiegel* sie mit den Worten: «Meine Großeltern sind als Gastarbeiter*innen hergekommen, ich bin eine migrantisierte, junge Frau, meine Eltern sind Arbeiter*innen».⁵ «Die eigenen Erfahrungen», so der *Tagesspiegel*, «hätten sie dazu bewegt, sich politisch zu engagieren. Als Teenager habe sie realisiert, welche Ungerechtigkeiten es in der Gesellschaft gebe. ‹Soziales, Anti-Rassismus, Feminismus› seien Themen, die sie beschäftigen.» Und tatsächlich zeigt auch die Ehemaligenstudie der Rosa-Luxemburg-Stiftung, dass «die wichtigsten Gründe für eine Bewerbung um ein Stipendium [...] die Nähe zu deren politischer Ausrichtung (sehr wichtig für 79,8 Prozent) und die hohe Passfähigkeit des eigenen gesellschaftspolitischen Engagements im Hinblick auf die Förderkriterien der Stiftung [sind]. So war es für 72,6 Prozent der Befragten bei ihrer Bewerbung sehr wichtig, dass die Rosa-Luxemburg-Stiftung Per-

3 Ebert, Julia/Heublein, Ulrich: Studienabbruch bei Studierenden mit Migrationshintergrund, hrsg. von der Mercator Stiftung, Essen 2017, unter: www.stiftung-mercator.de/de/publikationen/ursachen-des-studienabbruchs-bei-studierenden-mit-migrationshintergrund-zentrale-ergebnisse/.

4 El-Mafaalani, Aladin: Vom Arbeiterkind zum Akademiker. Über die Mühen des Aufstiegs durch Bildung. Studie im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung, Sankt Augustin/Berlin 2014.

5 Lepartz, Nicolas: «Junge Menschen haben keine Lobby»: Eine neue Generation will in den Bundestag, in: Der Tagesspiegel, 13.8.2021, unter: www.tagesspiegel.de/politik/eine-neue-generation-will-in-den-bundestag-8000791.html.

sonen mit gesellschaftspolitischem Engagement fördert.»⁶

Ein starker Wunsch nach sozialer Gerechtigkeit und die erlebte Zunahme an Autonomie und Handlungsmacht durch Bildung werden in Aufstiegsstudien überraschend oft vernachlässigt. Doch nicht alle, die in marginalisierten sozialen Positionen aufwachsen, wollen einfach mehr Geld haben oder ihr Herkunftsmilieu verlassen, weswegen die folgende Aussage von El-Mafaalani auch äußerst seltsam anmutet: «Je ‹bildungsferner› das Herkunftsmilieu, umso tiefgreifender können Identitätskrisen ausfallen, was insbesondere von Lehrkräften und anderen pädagogischen Fachkräften berücksichtigt werden müsste.»⁷ Denn wenn es darum geht, für die eigene soziale Gruppe mehr Gerechtigkeit zu erzielen, wird es nicht unbedingt zu einer Identitätskrise kommen. Wahrscheinlicher ist, dass es zu einer verstärkten Identifizierung mit dem Herkunftsmilieu kommt. Die Rosa-Luxemburg-Stiftung, so meine, nicht durch eine Studie beweisbare Annahme, wird aber vor allem von jenen Studierenden gefunden, die links politisiert sind bzw. sich in einem Politisierungsprozess befinden. Es ist eine der großen demokratischen Errungenschaften, dass die gewerkschaftsnahe Hans-Böckler-Stiftung und die Rosa-Luxemburg-Stiftung ihren Förderungsfokus auf diejenigen legen, denen es besonders schwer gemacht wird, Bildung zu erwerben.

Dass es den Stipendiat*innen der Rosa-Luxemburg-Stiftung bei der Aufnahme ihres Studiums nicht in erster Linie um einen ökonomischen Aufstieg geht, zeigt auch die Ehemaligenstudie. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass «die Gründe dafür, ein Studium zu beginnen, [...] bei den Stipendiat*innen mit großer Mehrheit im Bereich inhaltlich-ideeller bzw. nicht-materialistischer Faktoren [lie-

gen]. Die wenigsten Befragten verbanden die Aufnahme eines Studiums mit dem Wunsch nach einer besseren sozioökonomischen Position.»⁸

Die Ehemaligenstudie kann bestätigen, dass Migrant*innen und Bildungspionier*innen über ein Stiftungsstipendium die Möglichkeit erhalten (und nutzen), ihre soziale Position zu verbessern und den Ort, der ihnen zugewiesen wurde, nicht hinter sich zu lassen, aber besser zu verstehen. Sie zeigt auch, dass ein Stipendium nicht nur eine finanzielle Unterstützung ist, sondern auch eine wichtige Anerkennung, ohne die ein Studium oder eine Promotion oft nicht begonnen werden würde. Eine Promotion geht dabei nicht nur mit einem Mehr an Reputation einher, sondern eben auch mit der Möglichkeit, das soziale und politische Leben besser zu verstehen und die Partizipationsfähigkeiten zu erhöhen.

Eine viel zu große Zahl migrantischer Studierender, dies belegt unter anderem eine Studie der Mercator-Stiftung aus dem Jahre 2017, bricht frühzeitig ab.⁹ Und das liegt nicht (nur) an Identitätskrisen, sondern hat auch mit Diskriminierungserfahrungen an den Hochschulen und Universitäten zu tun. Der Politologe Kien Nghi Ha hat darauf hingewiesen, dass «obwohl bekannt ist, dass rassistische Diskriminierungen gesellschaftliche Verhältnisse prägen, [diese] [...] kaum als immanenter Teil der Hochschulen gedacht und erforscht [werden]. Die wenigen vorhandenen Studien», so Ha, «zeigen, dass diese Phänomene keine Einzelfälle, sondern weit verbreitet sind.»¹⁰ Zudem wird in der Studie der Mercator-Stiftung deutlich, dass für «Studienabbrecher mit Migrationshintergrund und nichtakademisch gebildetem Elternhaus im Hinblick auf verschiedene Aspekte besonders häufig eine für den Studienerfolg problematische Situation kenn-

6 Frohwieser, Dana/Herbst, Sabrina/Kuhnt, Mathias/Wöhrle, Patrick: Wege und Wirkungen. Zweite Ehemaligenstudie zur Studien- und Promotionsförderung der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Berlin 2023, S. 72, unter: www.rosalux.de/publikation/d/50879.

7 El-Mafaalani: Vom Arbeiterkind zum Akademiker, S. 39.

8 Frohwieser et al.: Wege und Wirkungen, S. 28.

9 Ebert/Heublein: Studienabbruch bei Studierenden mit Migrationshintergrund.

10 Ha, Kien Nghi: Rassismus im Hörsaal – Ohren auf!, in: *bbz* 10/2016, unter: www.gew-berlin.de/aktuelles/detailseite/rassismus-im-hoersaal-ohren-auf.

zeichnend ist».¹¹ Mit anderen Worten: Klasse spielt eine entscheidende Rolle beim Bildungserfolg und dies hat nicht nur (aber auch) mit den finanziellen Möglichkeiten der Familie zu tun.

Statistiken sind nicht immer einfach zu lesen und zudem sind Zahlen kalt und sprechen nicht von dem Leid, der Herabwürdigung, der Ausgrenzung, die sich dahinter verbergen. Nicht alle Migrant*innen finden den Weg an die Hochschulen. Eine intersektionale Betrachtungsweise zeigt, dass insbesondere Migrant*innen aus Arbeiter*innenfamilien Schwierigkeiten beim Aufstieg haben. Wer zu Hause kein Deutsch spricht, steht in der Schule vor der Herausforderung, mit einer monolingual strukturierten Institution zurechtzukommen zu müssen. Der Bildungsweg wird schon früh bestimmt bzw. beschnitten. Wer sich dennoch bis zum Abitur durchkämpft, wird immer wieder entmutigt. Die Kombination aus Diskriminierung, schlechter Förderung und fehlenden Vorbildern führt nicht selten dazu, dass ein höherer Bildungsabschluss gar nicht erst angestrebt wird. Und so ist es kaum verwunderlich, dass auch bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung «53 % der ehemaligen Stipendiat*innen einen

akademischen Hintergrund [haben]». ¹² Die Ehemaligenstudie zeigt auch, dass für Erstakademiker*innen, die trotz aller Widrigkeiten ein Abitur abgelegt haben, die Entscheidung, ein Studium aufzunehmen, oft von einem Stipendium abhängig ist. Ich spekuliere, dass einige durchaus auch ohne ein Stipendium studieren bzw. promovieren könnten, aber ohne eine externe Motivation kann nicht genügend Selbstvertrauen mobilisiert werden, um sich den Schritt zuzutrauen. Ein Stipendium wird womöglich als Beweis gelesen, es tatsächlich schaffen zu können. Zu der Gruppe, die ohne ein Stipendium ihr Studium nicht hätten beginnen können, zählen laut Ehemaligenstudie auch besonders viele Migrant*innen und Frauen.¹³ Während deutsche Mittelschichtstudierende eher erwarten, ein Stipendium zu bekommen, ja unter Umständen sogar davon ausgehen, dass ihnen ein Stipendium zusteht, ist es bei Migrant*innen aus Arbeiter*innenfamilien immer noch etwas, das als außergewöhnlich wahrgenommen wird. Insofern ist es sehr erfreulich, dass bei der «Studienförderung der Anteil von ehemaligen Stipendiat*innen, die einen Migrationshintergrund haben»,¹⁴ steigt.

Schlussbetrachtungen: Planetarische Zukünfte möglich machen

Wir stehen vor großen Herausforderungen ökonomischer, ökologischer, sozialer und politischer Art. Um diese meistern zu können, wird es notwendig sein, Menschen Bildungschancen zu eröffnen, die andere Perspektiven mitbringen, mehrere Sprachen sprechen, sich geschickt in unterschiedliche Erfahrungen hi-

neindenken können, die empathisch sind und kritisch denken können. Die Hochschulen und Universitäten sind immer noch keine guten Orte für Menschen, die nicht aus einem deutschen Akademiker*innenmilieu kommen und/oder nicht weiß sind. Förderinstitutionen wie die Rosa-Luxemburg-Stiftung können diesen

¹¹ Ebert/Heublein: Studienabbruch bei Studierenden mit Migrationshintergrund, S. VI.

¹² Frohwieser et al.: Wege und Wirkungen, S. 16.

¹³ Ebd., S. 58–63. Ein gutes Beispiel dafür ist die Selbstdarstellung von Demet Altan im Video der Reihe «Lux like Lebensweg» über Werdegänge ehemaliger Stipendiat*innen, unter: www.rosalux.de/stiftung/studienwerk/ehemalige-stipendiatinnen-video.

¹⁴ Frohwieser et al.: Wege und Wirkungen, S. 14.

Menschen eine Chance geben, ihr politisches Bewusstsein zu stärken und ihr Selbstvertrauen und Vertrauen in andere so weit auszubauen, dass sie den entscheidenden Unterschied machen. Wir brauchen Menschen mit Migrations- und Rassismuserfahrungen, die sich auskennen im Hinblick etwa auf Künstliche Intelligenz, den Klimawandel und politische, soziale und ökonomische Theorien der Gerechtigkeit. Es ist also bedeutsam, dass «der insgesamt hohe Anteil an gesellschaftlich Engagierten [...] für Studiengeförderte während des Studiums noch einmal zu[nimmt], was», wie die Autor*innen der Ehemaligenstudie bemerken, «sicherlich auch auf die Einbindung in die ideelle Förderung der Rosa-Luxemburg-Stiftung zurückzuführen ist».¹⁵ 54,1 Prozent der Befragten der Studie gaben an, «dass die eigene politische Position durch die ideelle Förderung (eher) fundiert werden konnte, 45,7 Prozent sind der Ansicht, dass die ideelle Förderung sie (eher) dazu anregte, Dinge stärker zu hinterfragen.»¹⁶ Und genau darauf kommt es an.

Um den Anteil der Studierenden und Promovierenden aus migrantischen Arbeiter*innenfamilien zu erhöhen, muss aber auch die Sichtbarkeit der Stiftung in den entsprechenden Räumen gesteigert werden. Wer weiß, dass das eigene Studium gefördert werden kann? Und wer glaubt daran, dass ein Studium das eigene Leben verändern kann? Bildungsgerechtigkeit stellt sich nicht von alleine ein, sie ist vielmehr die zentrale Arbeit, die Institutionen wie etwa Stiftungen erbringen müssen – damit wir alle auf eine bessere Zukunft hoffen dürfen. Die Rosa-Luxemburg-Stiftung sollte noch stärker darauf setzen, Menschen zu fördern, die eine zukünftige und zukunftsfähige linke Politik voranbringen kön-

nen, dafür müssen wohl schon in den Schulen, aber auch beispielsweise in migrantischen Organisationen Angebote gemacht werden, um Schüler*innen für die Ziele der Stiftung gewinnen zu können. Auch die Stipendiat*innen bräuchten stärker Unterstützung bei der Auseinandersetzung mit materialistischem, feministischem, queerm und postkolonialem Denken.

Die Universitäten waren immer ambivalente Räume: zum einen geschlossene Räume der Elitenproduktion, zum anderen Räume, in denen Widerstand entstehen konnte. Ein Angriff auf die Vielfältigkeit des in den Hochschulen und Universitäten gelehrten Wissens, so wie wir ihn zurzeit erfahren, geht damit einher, eine konservative Hegemonie zu sichern, die die Macht und Herrschaft der Wenigen über die Mehrheit zementiert. Dem Backlash gegen etwa feministisches sowie migrations-, rassismus- und kolonialismuskritisches Wissen kann nur etwas entgegengesetzt werden, wenn die, die über Erfahrungen an den sozialen und epistemologischen Rändern verfügen, in zivilgesellschaftlichen Kämpfen an Bedeutung gewinnen. Das können sie aber letztlich nur, wenn sie plurale Epistemologien kennen und verstehen und wenn ihre Begehren nicht in Richtung «Karriere-Machen» gehen, sondern in Richtung eines umgreifenden Verstehens, das sie in die Lage versetzt, den sich verhärtenden Strukturen zu trotzen. Die Studierenden, die keine sein sollen (in der Perspektive der Dominanzkultur), müssen ausgebildet werden in einem (intellektuellen) Aktivismus, der eine planetarische Zukunft im Blick hat und der couragiert genug ist, um über den eigenen Horizont hinauszugehen. Die Stiftung trägt hier eine große Verantwortung.

¹⁵ Ebd., S. 91.

¹⁶ Ebd., S. 120.

Schon ein paar Wochen nach dem Unistart ging es richtig los. Ich bin morgens ganz normal zur Freien Universität in Berlin gegangen und dachte mir: Hoppla! Ich war in der Schulzeit schon in der Umweltbewegung aktiv, aber das hier war anders. Die Uni wurde besetzt. Ich kann mich erinnern, wie ich anfangs in Diskussionen taumelte und theoretischen Ausführungen

ckend war unsere Verankerung jenseits des aktivistischen Raums verschwindend klein und außer großartigen Events ist nicht viel bei rumgekommen. 1994 begann ich zu promovieren. Ich musste Geld verdienen und schrieb für Zeitschriften. Zu viele Dinge



Mario Candeias-Bechstein war bis 2023 Direktor des Instituts für Gesellschaftsanalyse der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Er ist Mitbegründer und Redakteur der Zeitschrift LuXemburg.

zuhörte. Bald war ich selbst 24 Stunden am Tag vor Ort und habe in kleinen Runden mitdiskutiert. Wir haben in der Uni übernachtet oder gar nicht geschlafen, uns mit anderen Unis ausgetauscht und Forderungen aufgestellt. Das war die beste Politschule. Ich war Mitglied bei Greenpeace, dann auch der Grünen, habe an der Uni Politik und Biologie belegt, um Antworten auf die ökologische Krise zu finden. Mit der Zeit merkte ich, dass der Schlüssel für entsprechende Fragen weniger in der Natur- als vielmehr in der Politikwissenschaft zu suchen ist bzw. – etwas später – in der politischen Ökonomie. Am linken Otto-Suhr-Institut gab es den Raum, solche Fragen zusammenzudenken. Die Grünen wurden mir währenddessen immer fremder. Sie hatten mich rechts überholt – oder ich sie links. Während des Studiums radikalisierte ich mich inhaltlich und engagierte mich in der globalisierungskritischen Bewegung. Wie kann Analyse die Grundlage für internationalistische Strategien sein? Fragen dieser Art waren zu der Zeit zentral. Rückbli-

behinderten die Promotion. Parteien gegenüber war ich skeptisch geworden, als West-Berliner auch der PDS gegenüber, trotz der inhaltlichen Nähe. Aber als Micha Brie mir 1999 sagte, es gäbe da so ein neues Förderprogramm der Rosa-Luxemburg-Stiftung, stellte ich schnell ein paar Unterlagen zusammen und schon im März war es so weit. Auch wenn wir Stipendiat*innen noch gar nicht zeigen konnten, was wir draufhatten, wurden wir von Anfang an sehr ernst genommen und zu Vorträgen in alle Welt geschickt. Es gab Raum für die großen Fragen und auch dafür, die Promotion völlig über den Haufen zu werfen und neu zu denken. Die Stiftung ist und war damals schon eine Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis. Deshalb bin ich nach Jahren an der Universität dorthin zurückgekehrt. Was ich seitdem gelernt habe? Vieles, aber gute Analysen und Strategien reichen nicht – wir müssen zu den Leuten hingehen. Die großen Fragen müssen wir herunterbrechen und konkret machen. Es gibt keinen anderen Weg, den wir beschreiten können.

Mario Candeias-Bechstein

Alex Demirović

Unerlässliche Förderung kritischen Wissens

Die Studienförderung ist eine zentrale Säule der Arbeit der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Sie ermöglicht die Förderung von Studierenden, bringt kritische Student*innen in ein wissenschaftliches und politisches Kooperationsverhältnis miteinander, verbindet die Stiftung mit einem der wichtigsten Bereiche der Gesellschaft, nämlich den Wissenschaften und damit den intellektuellen Produktivkräften, und macht viele Menschen auf die Arbeit der Stiftung sowie der Linken insgesamt aufmerksam. Diese Arbeit des Studienwerks habe ich immer für wichtig gehalten, und zwar aus mehreren Gründen. Das Studienwerk kann sich erstens einer Tendenz der offiziellen Forschungsförderung entgegenstellen, die das Gewicht auf naturwissenschaftlich-technische Fachgebiete legt. Durch die Förderpraxis wird es zweitens auch Studierenden, die sich – in einem sehr breit verstandenen Sinn – als Linke verstehen, ermöglicht, mit einer Unterstützung zu studieren und, drittens, gegebenenfalls mit einem Promotionsstipendium auch eigene Forschungserfahrungen zu sammeln sowie zu aktueller Forschung beizutragen. Alle drei Gesichtspunkte erscheinen mir angesichts der Hochschulentwicklung in Deutschland von großer Bedeutung.

Der Hintergrund für diese Überlegung war und ist die Lage der Hochschulen. In den Diskussionen der 1990er-Jahre wurde vom bürgerlichen Mainstream (und der reicht erstaunlicherweise bis weit in die linke SPD) angenommen, dass die Studierenden zu lange studieren und deswegen, gemessen am OECD-Durchschnitt,¹ zu teuer sind. Die Stu-

dienzeiten wurden (mit dem unsachgemäßen Hinweis auf die Bologna-Reform) radikal gekürzt. Angenommen wurde auch, dass die Anzahl der Studierenden deutlich zurückgehen würde, während gleichzeitig die Organisation des Studiums und der Lehre als nicht besonders effizient galt. In der öffentlichen Diskussion wurden die Professor*innen als faul und wenig innovativ dargestellt. Es sollte kein Geld zur Verfügung gestellt werden für ein «Fass ohne Boden» – wie es seinerzeit hieß. Mit entsprechenden Steuerungsmaßnahmen sollten die Hochschulen umgebaut werden, Studierende ebenso wie Mitarbeiter*innen sollten nicht zu lange im System verweilen, Hochschullehrer*innen wurden unter Leistungsdruck gesetzt (durch Zielvereinbarungen, Evaluationen, Exzellenzinitiativen), neue Steuerungsgremien wurden geschaffen (Hochschul- oder Universitätsräte), die Hochschulen sollten näher an die Gesellschaft, sprich: die Wirtschaft gebunden werden. Diese konservativ-neoliberale Ideologie hatte Auswirkungen auf die Wissenschaftsfreiheit. Denn kritische Theorie, marxistische Forschung, die vor und erst recht nach der deutschen Vereinigung ohnehin einen schweren Stand hatte, wurde mit der Pensionierungswelle seit den 2000er-Jahren mehr oder weniger abgewickelt. Fachgebiete, die kritisch waren, wie die neu sich etablierende feministische Forschung oder die Gender-Studies, sahen sich zunehmenden Angriffen ausgesetzt (auf sogenannte Wokeness, politische Korrektheit, Identitätspolitik). Insgesamt machte sich ein anti-intellektuel-

1 Das heißt dem Durchschnitt der Mitgliedsländer in der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD).

les Klima breit – in der Form einer Kritik an den akademisch Gebildeten, den hochqualifizierten urbanen Mittelschichten, an denen, die das Abitur anstreben würden, ohne dafür kompetent zu sein.

Vor diesem Hintergrund wurden Förderungen, etwa die Förderung nach dem Bundesausbildungsförderungsgesetz (BAföG) oder dem Graduiertenförderungsgesetz (GFG), abgebaut. Die Wahrscheinlichkeit, mit solchen Mitteln unterstützt zu werden, wurde geringer, und die Förderung weniger attraktiv, weil sie seitdem vielfach nur als Kredit vergeben wird. Die öffentlichen Diskussionen ebenso wie die politischen Maßnahmen hatten etwas Abschreckendes. Die Interessen junger Menschen, sich angemessen, auf der Höhe der Zeit, in kritischer Auseinandersetzung mit einer krisenhaften Realität zu qualifizieren, um dann auch beruflich, politisch, sozial einen Beitrag für eine bessere Welt leisten zu können, fand keinen Eingang in die politischen Überlegungen und Strategien.

Insofern war und ist es etwas Besonderes, dass sich mit den Erfolgen der PDS und dann der Partei DIE LINKE die Rosa-Luxemburg-Stiftung etablieren und ein Studienwerk einrichten konnte, mit dem Studierende auf der Grundlage der Ziele der Stiftung gefördert werden können. Es ist bedauerlich, wenn in Gesprächen deutlich wird, dass vielen Stipendiat*innen der Zusammenhang zwischen der Möglichkeit ihrer Förderung und den Mandaten, die die Partei DIE LINKE im Deutschen Bundestag hat, nicht klar ist. Die Vertretung der Partei im Bundestag ist die *conditio sine qua non* der Förderung, also deren politisch-rechtliche Voraussetzung; für das Volumen der Fördermöglichkeiten ist die Anzahl der Mandate entscheidend. Deswegen muss immer wieder betont werden, dass eine Skepsis gegenüber Parlamentarismus, Parteien oder insbesondere der Partei DIE LINKE, wie sie in Kreisen von linken Studierenden, Linken und Bewegungsaktivist*innen häufig zu finden ist, wissenschaftlich und politisch angebracht sein kann, aber doch droht, die Realität zu verkennen, die hier in dem Zusammenhang von parlamentarischer Aktivität und der Existenz der breit geschätzten Rosa-Luxemburg-Stif-

tung im Allgemeinen sowie der Studienförderung im Besonderen besteht.

Die Ergebnisse der Ehemaligenstudie lassen den Schluss zu, dass das Studienwerk und die vielen Vertrauensdozent*innen, die mit ihrer Arbeit durch Begutachtung und in Auswahl-ausschüssen die Förderung ermöglicht haben, sehr erfolgreich waren. Der Erfolg bemisst sich nicht nur an der großen Zahl der geförderten Studierenden und Graduierten. Auch die ideelle Förderung war offensichtlich von großer Bedeutung. Beachtlich sind zudem einige qualitative Aspekte der Förderung: die Förderung von Studierenden aus Familien ohne akademischen Hintergrund, von Studierenden mit migrantischem Hintergrund, von weiblichen sowie einer eher kleinen Gruppe von nichtbinären Studierenden. Letzteres spricht dafür, dass auch Studierende mit einem avancierten kritischen Verständnis der Geschlechterverhältnisse gefördert wurden. Auch im Hinblick auf die Noten und Promotionsabschlüsse sind die Studienerfolge der Geförderten bemerkenswert. Demnach gehören die durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung Geförderten zur Spitzengruppe unter den Stipendiat*innen der Begabtenförderwerke. Das entspricht meinen Erfahrungen mit Linken an den Hochschulen: linke Professor*innen, die mehr Betreuung übernommen oder mehr publiziert haben; linke Studierende, die sich in besonderem Maße engagierten. Und nicht zuletzt deswegen muss man hoffen, dass die Partei DIE LINKE mit Fraktionsstärke und mit mehr Mandaten im Bundestag vertreten ist, um diese Arbeit erfolgreich fortzusetzen.

Aber dies schreibend, ist es doch auch notwendig, noch einmal auf eine Determinante dieser Förderung zurückzukommen und sie kritisch zu kommentieren. Denn eigentlich ist die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses durch parteinahe Stiftungen etwas Paradoxes. Im Studium und in der wissenschaftlichen Forschung werden Studierende und Wissenschaftler*innen angehalten, neutral und objektiv zu sein. Auch wenn solche positivistischen Wissenschaftsnormen ein Problem darstellen, ist ja daran so viel richtig, dass individuelle Erfahrungen und Sichtweisen sowie gesellschaftliche Positionen in

die wissenschaftliche Arbeit zwar eingehen, aber dort zu Erkenntnis beitragen sollen. Sie sollen also objektiviert werden, empirisch gehaltvoll, nachvollziehbar, argumentativ plausibel sein – gegebenenfalls Gegenstand von Kritik, Überprüfung und Verwerfung. In der Förderung hingegen sind die Stiftungszwecke ein wesentliches Kriterium und dazu gehört das politische Engagement. Es liegt auch nahe, dass Studierende sich gern von denjenigen Stiftungen fördern lassen wollen, die ihren Überzeugungen nahestehen und in denen sie Bestärkung finden, wenn nicht sogar direkt auch eine Karriereförderung. Das ist wissenschaftsfremd und kann durchaus zu Zielkonflikten in den Erwartungen an die Studierenden und Promovierenden führen: Sie sollen engagiert sein, aber sie sollen auch zügig studieren und wissenschaftlich produktiv sein. Es ist auch gar nicht auszuschließen, dass Geförderten der Rosa-Luxemburg-Stiftung ein beruflicher Nachteil entstehen kann, weil sie als Linke oder demokratische Sozialist*innen identifiziert werden – die Zahlen der Befragung legen etwas in diesem Sinn nahe. Aber grundsätzlicher gesprochen: Es ist eigentlich bedenklich, dass eine Gesellschaft ihren wissenschaftlichen Nachwuchs derart nah an den politischen Parteien ausbildet und damit Gefahr läuft, Konformität und Funktionsmentalität zu fördern. Es wäre zu wünschen, dass die öffentliche wissenschaftliche Förderung wieder deutlich stärker ausgebaut wird. Das ist kein Plädoyer gegen eine Förderung durch parteinahe Stiftungen, diese bleibt sinnvoll.

Denn tatsächlich gibt es einen wichtigen und plausiblen Gesichtspunkt, der für eine derartige Förderung spricht. Gerade der positivistische Standpunkt von Wertneutralität und Objektivität hat sich historisch diskreditiert. Er erlaubt Wissenschaftler*innen, mit ihrer Forschung Herrschaftsverhältnisse und autoritäre Entwicklungen zu unterstützen. Sie immunisieren sich vor den Folgen der gesellschaftlichen Entwicklung. Die parteinahen Stiftungen können dazu beitragen, dass Studierende ihre wissenschaftliche Ausbildung und ihre ersten Forschungsschritte in enger Berührung mit demokratischen Orientierungen, politischen

Diskussionen, Vertiefung ihres Wissens und Engagements erfahren. Damit kann die Perspektivenverengung auf bloß wissenschaftsinterne Probleme, die Provinzialität, wie sie auch in den Wissenschaften vorkommt, vermieden werden. Angesichts dramatischer globaler Entwicklungen und Krisendynamiken (Erosion der Demokratie, zunehmende Wissenschaftsfeindlichkeit, ökologische Krisenlagen) sowie eines dementsprechend gewaltigen Handlungsbedarfs ist das mehr als wichtig. Die Wissenschaften müssen autonom sein, um wissenschaftlich sein zu können, aber sie müssen sich auch und gerade in ihrer Autonomie als Teil des gesellschaftlichen Prozesses begreifen und zu den vielseitigen Problemen der Gesellschaften Erkenntnisse und Lösungsvorschläge beitragen.

Das führt mich zu einem weiteren Gesichtspunkt. Es ist ein wichtiger Aspekt demokratischer Förderungen von Studierenden und angehenden Forscher*innen, Verzerrungen in der sozialen Zusammensetzung der Wissenschaftler*innengemeinschaft zu vermeiden oder zu korrigieren. Für den wissenschaftlichen Prozess ist es unerlässlich, dass Individuen nicht wegen des Geschlechts, der sozialen oder nationalen Herkunft von wissenschaftlichem Lernen und Forschen ausgegrenzt werden. Es geht um Wahrheit und Wahrheitssuche, um eine offene, kritische Forschung – und gerade deswegen geht es umgekehrt darum, klassen-, geschlechter- und rassifizierungskritisches Wissen einzubringen, das der Mainstream mit einer untergründigen Identitäts- und Normalitätspolitik immer schon ausgeschlossen hat. Lange Jahrzehnte wurde an deutschen Hochschulen Wissenschaft von wohlhabenden, weißen und zumeist christlichen und national gesinnten Männern betrieben. Auch wenn solche Ungleichheiten abgebaut wurden, gibt es sie je nach Fachgebiet mehr oder weniger ausgeprägt immer noch; und es gibt kulturkämpferische Praktiken, solche Zustände zu verteidigen. Insofern handelt die Rosa-Luxemburg-Stiftung mit ihrer Förderung erfolgreich und richtig, indem sie zur Korrektur solcher Verzerrungen beiträgt. Das zeigen die Antworten von zahlreichen Befragten: Die Studien- und Promotionsförderung hat sie

motiviert, die Anstrengung des Studiums und der Promotion auf sich zu nehmen (und man muss bedenken, wie viel finanzieller Verlust damit verbunden sein kann: Verlust an Einkommen, Kreditzinsen, Rentenerwerbszeit usw.).

Vor dem Hintergrund der überwiegend reaktionär-neoliberalen Entwicklung der Hochschulen in Deutschland sollten solche formellen, demokratischen Kriterien aber nicht allein bestimmend sein. Denn die Hochschulpolitik zielt der Tendenz nach auf eine Verhinderung kritischen, grundlegenden Veränderungswissens: Demokratisch-sozialistische Orientierungen und marxistische Forschung sind, wenn an den Hochschulen überhaupt existent, marginalisiert. Die Förderung kann und soll auch dazu beitragen, konzeptionell den demokratischen Sozialismus und die marxistische Forschung auf der Höhe der Zeit weiterzuentwickeln. Das kann in den konkreten Auswahlverfahren zu komplizierten Abwägungen führen: die Förderung einer Person, die zu einer Minderheit gehört, oder einer Person, die marxistisch forschen will. Nicht im-

mer geht das zusammen und muss bei knappen Mitteln in ein Verhältnis gesetzt werden. Da sozialistisches und marxistisches Wissen in seiner ganzen undogmatischen, gesellschaftstheoretischen Breite heute arg in der Defensive ist und von den Hochschulen auf Distanz gehalten wird, obwohl es zahlreiche studentische Initiativen gibt, die sich für diese kritische Wissenstradition einsetzen, halte ich es für eine Aufgabe des Studienwerks, diesen inhaltlichen Strang kritischer Forschung zu fördern. Die Stiftung hat das Ziel und die Aufgabe, zur Ausarbeitung der gesellschaftlichen Grundströmung des demokratischen Sozialismus und zur Herausbildung einer neuen Generation von kritisch-materialistischen Wissenschaftler*innen beizutragen; offene, undogmatische, intersektionale, ökologische marxistische Forschung ist ein wesentlicher Beitrag dazu. Hier gilt es, mit der internationalen Diskussion Schritt zu halten und zu ihr beizutragen. Mehr als die angemessene soziale Repräsentation sollte jene Bestimmung deswegen auch der Hauptgesichtspunkt der Förderung sein.



Als ich in der Senatsverwaltung angefangen habe, war mir gar nicht so klar, worauf ich mich einlasse. Verwaltung – das klingt erstmal wenig aufregend. Doch mir wurde schnell bewusst, dass man da ziemlich viel Macht hat, Dinge zu gestalten.

Auch wenn die deutsche Sprache als höchste Priorität gesetzt wird, gibt es tausend andere Dinge, die mindestens genauso wichtig sind. Die meisten Einblicke habe ich durch die Struggles von Freund*innen und in meiner Politgruppe bekommen. In der Gruppe haben wir auf den Ansatz der Ermächtigung gesetzt. Viele Rechte gibt es schon, es geht darum, sie einzufordern und sich zu nehmen.

Birgit zur Nieden ist Leiterin des Referats Partizipation in der Migrationsgesellschaft in der Berliner Senatsverwaltung.

Birgit zur Nieden

Wie in meinem Fall das Partizipationsgesetz.

Mit den Themen Rassismus und Migration hatte ich mich schon seit Langem beschäftigt. Das ging während meines Studiums in Freiburg los. Es war Anfang der 1990er-Jahre und durch Deutschland lief eine Welle rechter Gewalttaten. Wir gingen auf die Straße und organisierten uns, um darauf aufmerksam zu machen. Und ich fing an, mich mit Rassismus zu beschäftigen: Was er mit der deutschen Geschichte und Gegenwart zu tun hat, was er mit Menschen und der Gesellschaft macht.

Als ich nach Berlin gezogen bin, nahmen die Berührungspunkte mit den Themen zu. Beim feministischen Orlanda-Verlag habe ich viel zu Schwarzen Menschen in Deutschland und Schwarzem Feminismus gelernt. Bei meiner Arbeit an der Volkshochschule Neukölln habe ich Frauen und Mütter in Deutsch als Zweitsprache unterrichtet und viel davon verstanden, was es heißt, in Deutschland anzukommen.

Tatsächlich ist es genau das, was ich jetzt in meiner Arbeit mache. Im Referat betreuen wir ein Förderprogramm für migrantische Selbstorganisationen. Und auch bei unseren eigenen Konzepten versuchen wir nicht, an den Menschen rumzuschrauben, sondern Zugänge zu schaffen und dabei migrantische Organisationen mitsprechen zu lassen.

Es wäre eine Lüge zu behaupten, die Verwaltung arbeite generell so. Partizipation wird meist eher als aufwendig empfunden, nicht als Teil der Lösung. Häufig ist es eher Alibi-Beteiligung. Noch. Denn jetzt geht es darum, das Partizipationsgesetz umzusetzen. Das heißt auch: Nun müssen sich Mitarbeitende der Verwaltung mit Rassismus beschäftigen, Einstellungsprozesse überdenken und Programme einrichten, die für alle offen sind. Zu merken, wie das wächst – das ist schon gut und hilft ein kleines bisschen, mit dem aktuell wieder so stark migrationsfeindlichen Klima umzugehen.

Mehr MINT wagen! Aber wie?

Begabtenförderung und linkspolitische Ziele – ein Widerspruch? Ich glaube, das lässt sich klar verneinen – die Förderung von begabten Menschen ist volkswirtschaftlich sinnvoll, unabhängig von der Richtung der politischen Ziele. Allerdings ergänzen sich die Begabtenförderung und die besonderen linkspolitischen Ziele nur, wenn die Geförderten ihre gesellschaftliche Verantwortung solidarisch wahrnehmen und nicht nur liberal-egoistisch ihr eigenes Wohlergehen befördern wollen. Und damit sind wir beim inhaltlichen Anspruch der Rosa-Luxemburg-Stiftung: Die ideelle Förderung und die damit verbundenen Impulse zur Persönlichkeitsentwicklung sollen die Solidarität und die Bereitschaft der

Stipendiat*innen stärken, gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen. In den Gesprächen als Vertrauensdozent habe ich in den letzten Jahren immer wieder erfahren, dass dies auch von den Stipendiat*innen gewünscht wird: Nur ganz wenige Bewerber*innen reduzieren das Stipendium auf die finanzielle Zuwendung, fast alle freuen sich auf die inhaltliche Zusammenarbeit untereinander und mit der Stiftung. Problematisch ist jedoch die geringe Durchdringung in den Fächern der Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft und Technik (MINT). Das ist von der Stiftung erkannt worden, es gibt Initiativen, MINT-Fächer bei der Stipendienvergabe stärker zu berücksichtigen.

MINT-Anteile bei Studierenden und Promovierenden

Die Ehemaligenstudie der Rosa-Luxemburg-Stiftung weist einen Anteil von 11,8 Prozent MINT-Studierenden und einen Anteil von 11,2 Prozent MINT-Promovierenden in der Grundgesamtheit auf. Demgegenüber zeigt Destatis aktuell, dass bundesweit insgesamt 37,8 Prozent aller Studierenden und 43,9 Prozent aller Promovierenden im MINT-Bereich der deutschen Universitäten eingeschrieben sind. Die Daten sind statistisch nicht sauber vergleichbar, da die Grundgesamtheit der Studie der Stiftung die Absolvent*innen vieler Jahre umfasst, während die Daten von Destatis nur für das Jahr 2021 gelten. Wenn wir kontrafaktisch aber unterstellen, dass diese Zahlen zeitlich halbwegs stabil sind, ergibt sich im Ergebnis ein großer Unterschied: Die Wahrscheinlichkeit eines Stipendiums der Rosa-Luxemburg-Stiftung ist bei den MINT-Stu-

dierenden 4,5-fach kleiner und bei den MINT-Promovierenden 6,2-fach kleiner im Vergleich zum Anteil an allen Studierenden und Promovierenden. Dieser Unterschied ist enorm groß und bedarf einer Erklärung und auch einer Lösung, wollen wir auch in diesem gesellschaftlichen Sektor wirksam sein.

Ein Blick auf die Kriterien, die im Auswahlverfahren für Stipendiat*innen angewendet werden, zeigt: Das Studienfach spielt dabei keine herausgehobene Rolle, die Kriterien sind für alle fast gleich. In der Vorauswahl gibt es beispielsweise bisher nur einen kleinen MINT-Bonus von einem Punkt. Es muss also daran liegen, dass sich entweder kaum MINT-Studierende bewerben oder die Bewerbungen an den anderen Kriterien scheitern. Ich nehme an, dass auch die anderen parteinahen Stiftungen mit einer ähnlichen Situation konfrontiert

sind. Diese Annahme wäre eine Untersuchung wert; aus der täglichen Arbeitspraxis als Ingenieurwissenschaftler kann ich mir allerdings

signifikante Unterschiede zwischen den parteinahen Stiftungen in diesem Bereich kaum vorstellen.

Studium

Aus der mehrjährigen Praxis vieler Auswahlgespräche als Vertrauensdozent und aus dem täglichen Umgang mit Studierenden kann ich schließen, dass die Hauptmotivation für eine Stipendiumsbewerbung das inhaltliche Interesse an einer Mitarbeit an den Themen der Stiftung ist. Natürlich ist das Stipendium als nichtrückzahlbare Finanzierung attraktiv als Alternative zur staatlichen Förderung, dem BAföG, für einige sogar die unbedingte Voraussetzung, allerdings ist der Zeitaufwand für eine Bewerbung zu berücksichtigen. Aushilfsjobs an Tankstellen oder in Gaststätten sind beim heutigen Fachkräftemangel meist problemlos zu bekommen, die dazu notwendige Zeit haben Studierende in der Regel auch. Hinzu kommt, dass der Entscheidungsprozess bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung zwar recht schnell geht, mit ungefähr einem halben Jahr jedoch deutlich langwieriger ist als die Jobsuche. Daher kann davon ausgegangen werden, dass für Stipendiumsbewerber*innen weniger finanzielle Überlegungen ausschlaggebend sind als vielmehr das inhaltliche Interesse an der Stiftung. Das zeigt auch die Ehemaligenstudie.

Hypothese: Das inhaltliche und damit politische Interesse an den Themen und Projekten der Rosa-Luxemburg-Stiftung ist bei Studierenden der MINT-Fächer deutlich geringer ausgeprägt als bei den Studierenden der anderen Fächer. Dies liegt an dem insgesamt vermutlich geringeren Interesse an Politik inner-

halb dieser Gruppe. Außerdem ist durch die geringe Anzahl an Vertrauensdozent*innen der Stiftung aus diesen Bereichen – und womöglich durch insgesamt weniger aktive linke Netzwerke – die Kontaktwahrscheinlichkeit deutlich kleiner. Eine Rolle spielt hierbei sicher auch die Wahl der Leistungskurse im Abitur: Während die zukünftigen MINT-Studierenden gern Mathematik, Physik, Chemie oder Informatik wählen, sind Leistungskurse in Geschichte oder ähnlichen Fächern nicht so häufig. Das Interesse an Politik kann natürlich auch in dieser Gruppe trotzdem da sein, Leistungskurse in Geschichte oder ähnlichen Fächern sind jedoch eher geeignet, solche Interessen zu wecken.

Eine Konsequenz daraus ist, dass die Wahrscheinlichkeit einer Stipendiumsbewerbung bei MINT-Studierenden kleiner sein dürfte und die MINT-Studierenden in der Kategorie «gesellschaftliches Engagement» bei der Auswahl der Stipendiat*innen seltener sehr gute Werte bekommen dürften. Der erste Effekt dürfte dominant sein.

Damit sind auch die Lösungsansätze aufgezeigt: Im MINT-Bereich wäre ein intensiveres Marketing vermutlich sinnvoll, mehr Vertrauensdozent*innen als Ansprechpartner*innen, mehr Infoplakate an den Wänden technischer Fakultäten. Ziel dabei wäre es, dass mehr Studierende überhaupt auf die Idee kommen, sich mit dem Thema Stipendium zu beschäftigen.

Promotion

In den Naturwissenschaften und erst recht in den Ingenieurwissenschaften stehen bei den Promotionen Beschäftigungsverhältnisse als wissenschaftliche Mitarbeiter*innen im Vordergrund, das Stipendienwesen hat eine untergeordnete Bedeutung. Das hängt damit zusammen, dass die Universitäten in diesen Fächern wettbewerbsfähig sein müssen und es auch sind. Die Masterabsolvent*innen finden einen gut funktionierenden Arbeitsmarkt vor, auf dem sie meist ohne große Probleme eine unbefristete Vollzeitstelle mit tarifgebundener Bezahlung finden. Zugleich sind die finanzielle Ausstattung und die eingeworbenen Drittmittel der Universitätsinstitute in der Regel hoch genug, um den überdurchschnittlich guten Masterabsolvent*innen eine Dreiviertel- oder Vollzeitstelle als wissenschaftliche*r Mitarbeiter*in anbieten zu können. Gerade in den letzten zehn Jahren war es in diesen Bereichen so, dass die Forschungsförderung gut funktioniert hat, die Studierendenzahlen jedoch nicht im gleichen Umfang gestiegen sind. Die Wahrscheinlichkeit, als überdurchschnittlich gute*r Masterabsolvent*in mit Promotionsambitionen eine entsprechende Stelle angeboten zu bekommen, ist hoch. Dies führt dazu, dass das Interesse an einer wissenschaftlichen Weiterqualifizierung wie der Promotion zwar hoch ist, ein Promotionsstipendium aus finanziellen Gründen jedoch nicht attraktiv ist.

Der schnellste Weg zur Promotionsstelle ist die Bewerbung als wissenschaftliche*r Mitarbeiter*in. Hier entscheidet der bzw. die Professor*in in der Regel innerhalb einiger Wochen, häufig sogar bereits während der Masterarbeit. Damit ist die Entscheidungsdauer hier deutlich kürzer als bei Stipendiumsbewerbungen: Bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung erfährt man nach der Bewerbung, die ein abgeschlossenes Studium, ein Promotionsthema und einen Betreuungsnachweis voraussetzt, nach etwa einem halben Jahr, ob die Bewerbung erfolgreich war. Als wissenschaftliche*r Mitarbeiter*in hingegen kann man eine Stelle in der Regel direkt nach dem Studienende antreten.

Die Promotion mit einem Stipendium der Rosa-Luxemburg-Stiftung wäre also vorrangig eine Option für Menschen, die bei der Bewerbung um eine Promotionsstelle nicht erfolgreich waren oder die ganz besonders stark politisch motiviert sind. Hier gibt es jedoch zwei Hindernisse, die zum Teil daraus resultieren, dass die Bewerbungsprozesse um die Promotionsstellen in der Regel als einigermaßen transparent und diskriminierungsarm empfunden werden:

- Aus Sicht der potenziellen Stipendiat*innen fühlt man sich womöglich nicht so begabt wie diejenigen, denen eine Promotionsstelle angeboten wurde. Man verzichtet dann auf eine Promotion. Dies stellt vor dem Hintergrund des gut funktionierenden Arbeitsmarkts keine Schwierigkeit dar.
- Aus Sicht betreuender Professor*innen sind die stipendiengibenden Stiftungen und Fördereinrichtungen nicht kalkulierbar und ihre Förderkriterien fremd. Sie müssen die Bewerbung unterstützen, und zwar für Menschen, die im Wettbewerb um die «normalen» Stellen gescheitert sind. Im Erfolgsfall bekommt man Promovierende in die Gruppe, die kein Gehalt von der Universität bekommen und so eigentlich gar nicht in die zahlreichen Institutsaufgaben (z. B. Lehre) eingebunden werden können. In vielen Arbeitsgruppen wird eine solche interne Zweiklassengesellschaft als ungerecht empfunden.

Eine Ausweitung der Promotionsstipendien in die technischen Fakultäten ist seitens der Rosa-Luxemburg-Stiftung gewünscht. Dies wird jedoch ohne Anpassung des Fördermodells nicht leicht umzusetzen sein. Ein Lösungsansatz könnte darin bestehen, von Stipendien generell zu Finanzierungsmodellen zu gelangen, die ein Beschäftigungsverhältnis ermöglichen oder beide Formen ergänzen (was nicht nur für MINT-Fächer attraktiv wäre). Vorteilhaft wäre dabei, wenn die Promotionsstipendiat*innen sozialversicherungspflichtig beschäftigt wer-

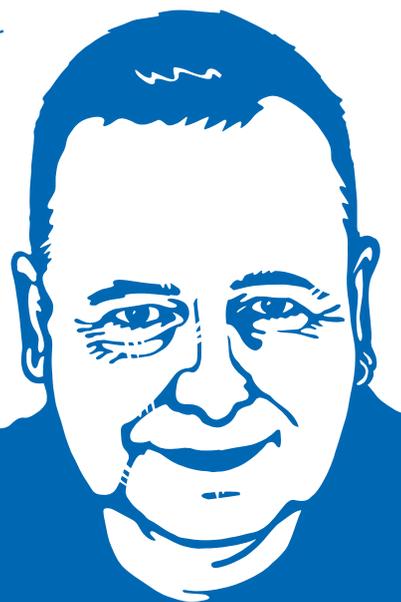
den würden. Beim gegenwärtigen Status als Stipendiat*innen fehlen am Ende der Promotionszeit die Arbeitslosenversicherung und am Ende der Berufstätigkeit die Rentenpunkte. Dies erfordert jedoch in allen Einzelfällen eine Zusammenarbeit zwischen der Rosa-Luxemburg-Stiftung und den Universitäten als Arbeitgeber. Ein solcher Prozess beinhaltet auch erhebliche Herausforderungen, weil die organisatorischen Prozesse der Stiftung und die Einstellungsprozesse der Universitäten gekoppelt werden müssten. Wie lässt sich die Pflicht zur Ausschreibung von Stellen und die Mitwirkung des Personalrats mit den Auswahlprozessen der Stiftung koppeln? Beispielsweise könnte die Einstellung eines männlichen Stipendiaten im universitären Prozess an der Gleichstellungsbeauftragten oder am Personalrat scheitern. Auch könnten die

Kosten pro Stipendiat*in für die Stiftung steigen, was ebenfalls kein einfacher Punkt in der Bewertung dieser Idee ist. Vor allem aber: Es wäre eine Revolution im Stipendienwesen, die aufseiten des Mittelgebers stattfinden müsste. Bisher sind die Stipendienmittel klar an diese Finanzierungsform gebunden.

Fazit: Die Erhöhung des MINT-Anteils an den vergebenen Stipendien der Rosa-Luxemburg-Stiftung ist eine große Herausforderung. Während bei den Studierenden vorrangig an der Bekanntheit der stipendiengibenden Stiftung gearbeitet werden kann, ist bei den Promotionen ein Stipendium nicht besonders attraktiv. Die Umwandlung von Stipendien in Beschäftigungsverhältnisse ist bislang nicht vorgesehen und auch mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Sie beinhaltet jedoch ein erhebliches Potenzial.

Während überall das Ende der Geschichte besungen wurde, hatte ich 1989/90 das Gefühl einer offenen Situation. Ich war 16 und saß mit am Runden Tisch in Berlin. Mich trieb um, wie man sozialistisches Denken von den orthodoxen Verkrustungen befreien und zu zeitgemäßer linker Politik entwickeln könnte. Ich dachte, in der PDS könnte es klappen – also trat ich 1992 ein. Für mich war damals unvorstellbar, dass ich mal Abgeordneter, Landes-

die unter anderem mit der Frage zu kämpfen hatte, wie man die von CDU und SPD teilprivatisierte Wasserwirtschaft rekommunalisieren könnte. Ich war ein großer Skeptiker dieser Regierung, aber als Landesvorsitzender ab 2005 auch verantwortlich dafür, es so gut wie möglich hinzubekommen.



Klaus Lederer arbeitete viele Jahre für die LINKE in Berlin, zuletzt als Kultursenator.

vorsitzender, Bürgermeister und Kultursenator werden würde. Nach dem Abi arbeitete ich als Jugendsozialarbeiter, dann studierte ich Rechtswissenschaften. Meine intellektuelle Neugier hat das nicht gerade gestillt, die reine Rechtsanwendung war spannend, aber zu wenig. Klar, ich dachte daran, Anwalt zu werden oder in die Wissenschaft zu gehen. Aber ich war auch in der Bezirkspolitik engagiert.

Als ich mit einem Stipendium der Stiftung promovierte, öffnete sich der verengte Fokus des Studiums. Ich arbeitete zu Wasserprivatisierung – viel interdisziplinärer und selbstbestimmt. Dieses Thema hatte das, was mir im Studium fehlte: einen aktuellen gesellschaftlichen Bezug.

Als Gregor Gysi 2002 überraschend sein Mandat im Berliner Abgeordnetenhaus niedergelegte, begann mein Leben auf der Überholspur. Eigentlich hatte ich symbolisch kandidiert und plötzlich war ich Mitglied einer Regierungsfraktion,

Meine juristische Qualifikation hat mir bei allem die Freiheit und Unabhängigkeit verschafft, jederzeit auch anderes zu können als Berufspolitik. Aber drei Jahre Stipendium und freies wissenschaftliches Arbeiten – nach rechts und links gucken, mit Expert*innen anderer Disziplinen und Länder reden – haben meinen Horizont erweitert.

Man glaubt nicht, dass die Forschung zur Privatisierung von Wasser in der Kulturpolitik von Nutzen ist. War aber so. Noch als Senator hatte ich mit Fragen zu tun, die mich auch in meiner Dissertation beschäftigt hatten: das Zusammenspiel von Institutionen, die Steuerung von Unternehmen oder der Umgang mit Ressourcen. Letztendlich ist Kulturpolitik Infrastrukturpolitik: Es geht darum, Möglichkeitsräume zu schaffen. Das Ende meiner zweiten, sehr kurzen Amtszeit kam plötzlich. Doch für mich war immer klar: Alles hat ein Ende und danach kommt etwas Neues. Und die Anwaltszulassung habe ich ja immer noch.

Klaus Lederer

Stefanie Ehmsen

Studienwerk meets Stiftungsverbund

Zwischen Berlinzentrierung und Arbeit in den Regionen

Die Auswertung der Zusammenarbeit von Stipendiat*innen und Landesstiftungen der Rosa-Luxemburg-Stiftung beginnt in der Ehemaligenstudie mit der erfreulichen Nachricht, dass Ersterer während ihrer Förderung die Landesstiftungen neben den Gesprächskreisen als das wichtigste Feld ihres Engagements in der Stiftung ansehen. Dementsprechend kennt und nutzt rund die Hälfte der Befragten die Angebote der Landesstiftungen. Einschränkend muss allerdings hinzugefügt werden, dass ein Viertel der Befragten angibt, die Angebote zwar zu kennen, aber nicht zu nutzen, und dass sich insgesamt lediglich 34 Prozent der (ehemaligen) Stipendiat*innen bisher außerhalb des Studienwerks in der Rosa-Luxemburg-Stiftung engagiert haben. Die 16 Landesstiftungen sind gemeinnützige Vereine, die mit wenigen hauptamtlichen Mitarbeiter*innen und viel ehrenamtlichem Engagement Bildungsarbeit in ihren Bundesländern organisieren. Zusammen bilden sie den Stiftungsverbund der Rosa-Luxemburg-Stiftung und koordinieren ihre Arbeit in den Ländern sowie die Kooperation mit der Bundesstiftung über den Bereich «Bundesweite Arbeit» (BWA).

Im Hinblick auf die Kooperation von Stipendiat*innen und Landesstiftungen fallen in der

Ehemaligenstudie immer wieder zwei Begriffe, nämlich Berlinzentrierung und Regionalisierung. Dabei wird Ersteres skeptisch beurteilt; es fänden (zu) viele Angebote der Stiftung in Berlin statt, sodass mit der Wahrnehmung der Angebote oft eine längere Anreise sowie die Unterrepräsentanz von Teilnehmenden, die nicht in Berlin leben, verbunden seien. Die Regionaltreffen des Studienwerks als das wichtigste regionale Angebot wurden vom überwiegenden Teil der Befragten (84 Prozent) genutzt, häufig auch mehrfach (71,6 Prozent). In der Ehemaligenstudie wird daher angeregt, die Bildungs-, Veranstaltungs- und Förderangebote des Studienwerkes der Stiftung stärker aus Berlin heraus in die Länder und Regionen zu verlagern.

Das Problem der Berlinzentrierung ist bekannt und betrifft nicht nur das Studienwerk – doch eine stärkere Dezentralisierung ist keineswegs trivial. Zentrale Organisation – zumal am Arbeitsort der Studienwerks-Mitarbeiter*innen – ist weniger aufwendig, verringert aber zugleich die Bereitschaft zur regionalen Zusammenarbeit. Für das Studienwerk allein ist eine Doppelstrategie kaum leistbar. Aber die Stiftung hat mit ihren Landesstiftungen in allen Bundesländern regionale Strukturen, die hierbei unterstützen können.

Stimmen aus den Landesstiftungen

Wie aber nehmen die Landesstiftungen die Zusammenarbeit mit den Stipendiat*innen wahr? Eine kleine interne Konsultation ergab, dass es durchaus unterschiedliche Einschätzungen in den einzelnen Bundesländern gibt. In manchen Landesstiftungen wirken Stipendiat*innen als Vorstandsmitglieder oder Kooperationspartner*innen bei Veranstaltungen mit, in anderen gibt es kaum Kontakte. Grundsätzlich gilt: Je weniger Stipendiat*innen in einem Bundesland leben, desto mühsamer scheint der Aufbau einer kritischen Masse für die regionale Vernetzung zu sein. Jenseits dessen aber reichen die Einschätzungen des Kontakts bzw. der Kooperation von «eher wenig» über «durchwachsen» bis zu «sehr gut». Die konkrete Bewertung hängt nicht zuletzt davon ab, was die Landesstiftungen von der Zusammenarbeit mit den Stipendiat*innen erwarten: Möchte man sie «abholen» oder ihnen etwas (gegebenenfalls «verpflichtend») abverlangen? Damit die Landesstiftungen einschätzen können, was genau einer Kontaktaufnahme oder Zusammenarbeit im Weg steht, wäre ein klareres Feedback der Stipendiat*innen notwendig. Auch wenn die Landesstiftungen zu den Regionaltreffen eingeladen werden – der Nutzen

dieser Treffen hängt für sie in erster Linie davon ab, ob sie an Terminfindung und Vorbereitung beteiligt sind bzw. sein können. Obschon manche anmerken, dass der Kontakt zu den Stipendiat*innen bei diesen Treffen meist zu kurz sei, um echte Arbeitsbeziehungen aufzubauen, wird doch durchweg betont, dass es sich um wichtige Räume handle, in denen die Landesstiftungen sich und ihre Arbeit vorstellen können. Die Landesstiftung in Thüringen hat inzwischen sogar damit begonnen, eigene Regionaltreffen zu organisieren, an denen zwar vergleichsweise wenige Stipendiat*innen teilnehmen, die die Treffen dann aber intensiv fürs Kennenlernen nutzen und als Bereicherung empfinden.

Grundsätzlich werden Stipendiat*innen als wichtige Ressource für die Arbeit in den Ländern gesehen. Die Möglichkeiten der Mitwirkung seien vielfältig und reichten von Referent*innentätigkeit über Veranstaltungsorganisation und Standbetreuung bis zur Mitarbeit im Verein. Die Stipendiat*innen sind also in anderen Funktionen gefragt als im Studienwerk, wo ihre wissenschaftliche Arbeit und ihr universitäres Fortkommen im Mittelpunkt stehen.

Ansprüche definieren

Hinter den geschilderten Eindrücken aus den Landesstiftungen stehen nicht zuletzt unterschiedliche Ansprüche. Diese müssen nicht unbedingt vereinheitlicht, aber doch diskutiert werden. Welche Anforderungen stellt die Rosa-Luxemburg-Stiftung eigentlich an ihre Stipendiat*innen? Welche Art der Zusammenarbeit mit welchem Grad an Verbindlichkeit und Kontaktdichte wird angestrebt und inwieweit sollten die Landesstiftungen Bezugspunkte während der Förderzeit sein? Wenn das Kennenlernen der jeweiligen Landesstiftung

verpflichtend ist – sei es durch individuellen Kontakt oder durch eigens dafür organisierte Treffen – lässt sich ausloten, in welcher Form und wie intensiv weiter miteinander gearbeitet werden kann. Für Landesstiftungen, die in der Regel viel Fläche mit wenig Arbeitskraft versorgen müssen, kann es schon einen entscheidenden Unterschied machen, den Pool der Stipendiat*innen so gut zu kennen, dass sie wissen, womit diese unterstützen könnten – mit Fachwissen, Arbeitskraft oder einfach regionaler Präsenz.

Darüber hinaus könnten die Landesstiftungen Orte für Veranstaltungen sein, die für oder von Stipendiat*innen ausgerichtet werden – auch das würde dem Wunsch nach Regionalisierung entgegenkommen.

Fest steht, dass die Grundlage für die Zusammenarbeit zu Beginn der Förderung gelegt wird. Welches Verhältnis zwischen Stipendiat*innen und Landesstiftungen von Stiftungsseite aus gewünscht ist und welche Möglichkeiten zur Kooperation bestehen, sollte bei der Einführung klar kommuniziert werden – etwa indem man die Bereichsleitung der Bundesweiten Arbeit am Anfang einbezieht und den Zusammenhang zwischen der Stiftung in Berlin und den 16 Landesstiftungen verdeutlicht. Ein Begrüßungstermin vor Ort zusätzlich zum

Einführungsseminar könnte ein verbindlicher zweiter Termin sein. Diese Aufgabe könnte durchaus von den Landesstiftungen übernommen werden. Dabei gilt auch: Nicht alle Vorschläge müssen in allen 16 Ländern auf die gleiche Weise umgesetzt werden – und es gibt immer auch Raum für Experimente. Die Erfahrungen zeigen, dass es sich lohnen kann, und zwar für beide Seiten. In jedem Fall aber gibt es hier ein großes Potenzial, das nicht ausgeschöpft ist, da fast zwei Drittel der Ehemaligen Interesse am Austausch mit anderen Ehemaligen äußern. Dieses Interesse stärker aufzugreifen und mehr Möglichkeiten zum Austausch zu schaffen – zum Beispiel über die Landesstiftungen – sollte im Mittelpunkt unserer Bemühungen stehen.

Ich komme aus einer Generation, wo noch nicht alles vorgekaut war, und das war Segen und Fluch zugleich. Das Leipzig der 1990er-Jahre war nicht rot, sondern in Viertel unterteilt: von rechts nach links, von gefährlich über mittel bis Homepage. Unser Umfeld war zwar gefährlich, aber mit der Perspektive, einen Kontrapunkt setzen zu können. Da ist man eigentlich ganz natürlich in die Situation gekommen, politisch zu sein und was aufzubauen. Es war so ein Ding zwischen Freiraum und Notwendigkeit.

meine Scheine zusammengestellt und mit einem Anschreiben abgeschickt. Und es hat geklappt. Mir hat das den Rücken freigehalten. Mit dem Stipendium konnte der Verein von einem Ort ehrenamtlicher Ausbeutung auf die Größe eines mittelständischen Betriebs wachsen und mein Studium habe ich auch abgeschlossen. Im Anschluss habe ich



Adam Bednarsky ist Stadtvorsitzender der Leipziger LINKEN und Gründungsmitglied des Fußballvereins Roter Stern Leipzig.

Damals gab es schon das Jugendkulturzentrum Conne Island und andere linke Räume. Aber ein linker Fußballverein war etwas völlig Neues für die Szene. Wir haben uns mit der Gründung vom Roten Stern Leipzig in einen Bereich begeben, in den linke Jugendliche nicht hinzugehören schienen. Doch es hat sich schnell gezeigt, dass der Bedarf da war.

Auch die Rosa-Luxemburg-Stiftung war damals noch im Aufbau. Wir hatten zwar schon ein paar Veranstaltungen mit der Stiftung gemacht, aber auf das Stipendium musste man mit der Nase gestoßen werden. Bei mir war es ein Freund, dem ich abends am Tresen von meinen finanziellen Engpässen erzählte. Ehrenamtliche Arbeit und Studium, dann noch Lohnarbeit – das war zu viel. Er meinte: «Meld dich da, die suchen noch.» Also habe ich beim Frühstück im Conne Island

die Doppelbelastung zusammengebracht und zu Diskriminierung in sächsischen Amateur-Fußballvereinen promoviert.

Nach dem Stipendium dachte ich: Wenn man schon über die Partei und die Stiftung Vorzüge genießen kann, sollte man dazu beitragen, dass die auch von anderen Genoss*innen genossen werden könnten. Seit meinem 16. Geburtstag bin ich Parteimitglied, aber klassisch in der Partei aktiv bin ich erst später geworden. 2014 bin ich durch eine Unterstützungskandidatur plötzlich im Stadtrat gelandet und heute der Vorsitzende des Leipziger Stadtverbands der Linkspartei.

2024 stehen erneut Wahlen an, dann ist alles wieder offen. Mit stringenter Karriereplanung war ich nie so gut, aber ich habe das Vertrauen, dass es irgendwie weitergeht – auf eine Art und Weise, die Spaß macht und halbwegs sinnvoll ist. Schauen wir mal.

Adam Bednarsky

Zu den Autor*innen

Jane Angerjäv, Dr. iur., geb. 1977, ist Rechtswissenschaftlerin und Leiterin des Studienwerks der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Bengi Bitiş, Referent*in im Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung, benutzt öfter das Fenster statt der Tür, immer auf der Suche nach solidarischen Verbindungen.

María do Mar Castro Varela, geb. 1964, ist Professorin für Pädagogik und Soziale Arbeit an der Alice-Salomon-Hochschule in Berlin und Mitglied des wissenschaftlichen Beirats der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Sie versteht sich als theorieinteressierte Aktivistin und ist u. a. Citizen Ambassador der Free Rohingya Coalition sowie Gründerin des bildungsLab* in Berlin.

Alex Demirović, geb. 1952, apl. Prof. für Politikwissenschaft und politische Soziologie an der Goethe-Universität Frankfurt a. M., arbeitet zu Fragen der kritischen Gesellschaftstheorie.

Jan-David Echterhoff, geb. 1987, hat Politikwissenschaft (B. A.) und Interdisziplinäre Lateinamerikastudien (M. A.) an der Universität Trier und der Freien Universität Berlin studiert. Er arbeitet in der Rosa-Luxemburg-Stiftung als Projektmanager für die International Research Group on Authoritarianism and Counter-Strategies im Studienwerk sowie im Zentrum für internationalen Dialog und Zusammenarbeit.

Stefanie Ehmsen, Dr. phil., geb. 1969, ist Politikwissenschaftlerin und leitet den Bereich Bundesweite Arbeit der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Zuvor war sie Ko-Direktorin des Auslandsbüros der Stiftung in New York, Vorstandsmitglied und irgendwann auch mal Promotionsstipendiatin der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Marcus Hawel, Dr. phil., geb. 1973, Soziologe und Sozialpsychologe, ist stellvertretender Direktor des Studienwerks der Rosa-Luxemburg-Stiftung und war viele Jahre Referent für Bildungspolitik.

Sabrina Herbst, M. A., geb. 1984, Politikwissenschaftlerin, ist als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Evidenzbasierte Gesundheitsversorgung der Medizinischen Fakultät und es Universitätsklinikums Carl Gustav Carus an der Technischen Universität Dresden tätig.

Simon Herchenbach, M. A., geb. 1988, Sozialarbeiter und Geschlechterforscher, ist Kinderanalytiker in Ausbildung und ehemaliges Vorstandsmitglied von ROSALumni e.V. Interessiert ist er an englischer Psychoanalyse, kritischer Sexualwissenschaft und kluger Science-Fiction.

Jan Korte, M. A., geb. 1977, ist Politikwissenschaftler und stellvertretender Vorstandsvorsitzender der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Er ist seit 2005 für die LINKE im Bundestag, mag kluge Bücher, ruhige Angelgewässer und gut gealterte Rockmusik.

Mathias Kuhnt, Dr. phil. in Soziologie (Universität Bremen), hatte neben Stationen in Salamanca und Guangzhou verschiedene Stellen an der Technischen Universität Dresden inne. Derzeit arbeitet er am Lab für Organisations- und Differenzierungsforschung der Technischen Universität Dresden. Forschungsschwerpunkte sind die empirische Sozialforschung, insbesondere mit Methoden der sozialen Netzwerkanalyse, sowie die Schul- und Hochschulforschung.

Börries Nehe, Dr., geb. 1981, Soziologe mit Schwerpunkt Lateinamerika, arbeitet insbesondere zu Gewalt und Autoritarismus und leitet die International Research Group on Authoritarianism and Counter-Strategies der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Mirjam Sachse, Dr. phil., geb. 1972, ist Historikerin, ehemalige Stipendiatin der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Gründungsmitglied von ROSALumni e. V. und aktuell in dessen Vorstand engagiert. Sie arbeitet projektbezogen für das Archiv der deutschen Frauenbewegung (Kassel), wandert bevorzugt in den deutschen Mittelgebirgen und spielt gerne Doppelkopf.

Katrin Schäfgen, Dr. rer. soc., geb. 1963, Diplomsoziologin mit Schwerpunkt soziale Ungleichheit, hat von 2002 bis 2020 das Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung geleitet und arbeitet heute als Referentin für Bildungspolitik in der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Sie mag es, lesend in der Hängematte zu liegen.

Volker Schöppner, Prof. Dr.-Ing., geb. 1964, Maschinenbauingenieur, ist Vizepräsident für Studium und Lehre und Professor für Kunststoffverarbeitung an der Universität Paderborn. Außerdem ist er Vertrauensdozent der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Peter Ullrich, Dr. phil. Dr. rer. med., geb. 1976, Kulturwissenschaftler und Soziologe, ist Referent für Ehemaligenarbeit im Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung und eines der Gründungsmitglieder des ROSALumni e. V. Außerdem ist er wissenschaftlich an der Technischen Universität Berlin tätig (Zentrum Technik und Gesellschaft und Zentrum für Antisemitismusforschung).

Patrick Wöhrle, Dr. phil., geb. 1975, Soziologe, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lab für Organisations- und Differenzierungsforschung der Technischen Universität Dresden und befasst sich derzeit vor allem mit organisations-, medien- und rechtssoziologischen Fragestellungen.



Die Ehemaligenstudie untersucht zentrale Fragen der Studien- und Promotionsförderung der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Dazu gehören das soziale Profil der Alumni, ihre Wege zur Förderung sowie zu Studium und Promotion, ihre Bildungs- und Förderungsverläufe, Fragen der Studienfinanzierung und der Förderung bzw. Unterstützung durch das Studienwerk, ihre Diskriminierungserfahrungen, ihre Berufswege nach der Förderung, ihr gesellschaftliches und politisches Engagement sowie ihre Kenntnis und Nutzung der Angebote der Ehemaligenarbeit. Die Ergebnisse werden, wo vergleichbare Daten vorliegen, ins Verhältnis zu anderen Förderwerken und der Allgemeinheit der Studierenden/Promovierenden gesetzt. Der Bericht konzentriert sich auf die Darstellung der Ergebnisse, enthält aber auch Einordnungen und Empfehlungen für die Arbeit des Studienwerks.

Download unter: www.rosalux.de/publikation/id/50879

WWW.ROSALUX.DE/STUDIENWERK